

B i z i n e.

Von

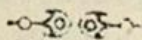
Paul de Koch.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierter Theil.



Stuttgart:

Druck und Verlag von Scheible, Kieger & Sattler.

1826.

Erstes Kapitel.

Ereignisse.

Das Vertrauen, das Guerreville dem Doktor Jenneval geschenkt, hatte ihr Freundschaftsbündniß noch fester geknüpft; jetzt gab es zwischen diesen beiden Männern keinen geheimen Gedanken mehr, nun verstanden sie einander und gingen in ihre Meinungen so sehr ein, daß der Eine oft die Absicht des Andern erriet. Guerreville empfand die süßen Wirkungen dieses Vertrauens, er konnte alle Tage von seiner Tochter sprechen, und er war weniger unglücklich, seitdem er nicht mehr gezwungen war, seine Erinnerungen und seinen Kummer in der Tiefe seines Herzens zu verschließen.

Derjenige, welcher das Vertrauen eines großen Kummers empfangen, bezeigt oft einen größeren Beweis von Freundschaft als der, welcher ihm das Vertrauen geschenkt hat; der Eine tröstet seine Seele, die das Bedürfnis fühlt, sich auszusprechen, während der Andere sich verbindet, den ihm anvertrauten Kummer auch zu theilen.

Guerreville und der Doktor kamen fast alle Tage zusammen, und während sie spazieren gingen, vernachlässigten sie nichts, was ihnen behülflich sein konnte, die Spuren von derjenigen, die sie suchten, wiederzufinden. Wenn zufällig ein Tag verfloßen

war, ohne daß die beiden Freunde hatten zusammenkommen können, so fragten sie sich den Tag darauf, wenn sie sich wiedersahen, mit den Augen, und ihr erstes Wort war immer: Nichts Neues?

Eines Tages sagte Georg zu seinem Herrn: „Mein Herr, während Ihrer Abwesenheit hat eine Dame nach Ihnen gefragt; sie nannte sich Madame Grillon und ist die Mutter von Ihrer Mamsell Pathe. Sie beklagte sich, daß sie der Herr nicht mehr besuche; sie wünschte viel mit dem Herrn zu sprechen . . . sie habe, sagte sie, wichtige Dinge, über welche sie Sie um Rath fragen müßte und welche die Pathe des Herrn beträfe.“

Guerreville hatte Georg gleichgültig angehört; er machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, indem er erwiderte: Es ist gut! und einen Augenblick darauf hatte er vergessen, was sein Diener ihm gesagt.

Wenige Tage darauf sagte Georg wiederum zu seinem Herrn: „Eine andere Dame hat nach dem Herrn gefragt; sie ist, wie sie mir sagte, die Mutter des Herrn Julius. Sie bittet den Herrn, die Güte zu haben, auf einen Augenblick zu ihr zu kommen.“

„Marie . . . Marie war bei mir?“ sagte Guerreville bei sich; „von ihrer Seite setzt mich dieser Besuch in Erstaunen; aber ohne Zweifel wird sie von ihrem Sohne mit mir sprechen . . . Ich werde zu ihr gehen.“

„Vielleicht ebenso, wie Sie Madame Grillon

besucht haben," sagte Jenneval lächelnd, der eben gegenwärtig war.

"Ah, Sie haben Recht, Doktor, ich habe es ganz vergessen!"

"Mein Freund, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dies nicht wohlgethan ist. . . Es gibt alte Bekanntschaften, gegen die man durchaus nicht völlig gleichgültig sein darf. . . Sie sind in diesem Falle mit den Damen Grillon und Galet."

"Können Sie es glauben, Doktor, daß ich gerade gegen diese die meiste Abneigung empfinde? Aber es ist möglich, daß ich Unrecht habe. Ich werde zu diesen Damen gehen, um zu erfahren, was sie von mir wünschen."

Acht Tage waren verflossen, ohne daß Guerreville daran dachte, sein Versprechen zu halten, als eines Nachmittags, da er gerade aus dem Fenster blickte, ob er den Doktor nicht kommen sehe, Georg rasch die Thüre öffnete und meldete: "Die Mutter des Herrn Julius. . ."

Guerreville machte eine unwillige Bewegung, aber fast in demselben Augenblicke war Madame Galet in das Zimmer getreten, und bei dem Anblick ihrer Blässe, des tiefen Kummers, der in ihren Zügen lag, fühlte er sich bewegt, ging ihr entgegen und sagte: "Sie sind es, Marie? Mein Gott, wie aufgereggt Sie scheinen! Sie sind schon einmal bei mir gewesen, wie man mir gesagt hat; entschuldigen Sie mich, daß ich Sie noch nicht besucht habe, aber Geschäfte. . ."

„Ach, mein Herr! Ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen . . . ich weiß sehr wohl, daß Sie gegenwärtig sehr geringen Antheil an mir nehmen; aber ich hoffte, daß für meinen Sohn . . . kurz, wenn Sie gekommen wären, wenn Sie mit ihm gesprochen hätten . . . dann würde v'elleicht das, was mich heute hierherführt, nicht geschehen sein.“

„Beruhigen Sie sich . . . nehmen Sie Platz und erzählen Sie mir, was Sie betrübt; wenn ich Ihren Kummer erleichtern und Ihnen Ihr Glück wiederherstellen kann, so zweifeln Sie nicht an meiner Bereitwilligkeit.“

„Glück! . . . Ach, ich hatte nur ein Glück auf Erden, und das war mein Sohn; er allein machte meine Freude aus und verlieh meinem Dasein einzigen Reiz . . . Und nun, was soll aus mir werden, wenn mein Sohn mich verläßt?“

„Was sagen Sie? Julius . . .“

„Will Schauspieler werden; er hat sich für die Provinz engagirt . . . er will abreisen . . . seine Mutter verlassen; er ist bereits von uns ausgezogen . . . Ach, mein Herr, ich hatte so sehr auf Sie gerechnet . . . auf die guten Rathschläge, die Sie ihm würden gegeben haben . . . auf die Freundschaft, die Sie für ihn haben würden. Ich hatte gehofft, Sie würden über meinen Sohn wachen . . . Ach, ich hatte mich sehr getäuscht! . . .“

Marie konnte nicht weiter sprechen, Thränen ersticken ihre Stimme; sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch und that sich vergeblich Gewalt

an, ihre Thränen zurückzuhalten. Guerreville wußte ihr nichts zu erwidern, er wandte die Augen ab und heftete sie traurig auf die Erde; die Stimme seines Herzens sagte ihm, daß Mariens Vorwürfe gerecht waren und daß er für Julius zärtlichere Theilnahme hätte beweisen sollen.

Marie weinte noch, und da Guerreville nichts fand, womit er sie trösten sollte, so stand er schweigend an ihrer Seite, als sich plötzlich eine Frauenstimme im Vorzimmer hören ließ.

Es war Madame Grillon, welche der treue Georg melden wollte, die sich aber dem widersezte, indem sie ausrief: „Ich weiß, daß Euer Herr zu Hause ist... und ich muß ihn sehen, ihn sprechen. Ich bin genau genug mit ihm bekannt, um nicht mehr nöthig zu haben, bei ihm angemeldet zu werden.“

Und ohne die Antwort des Dieners abzuwarten, stürzte die zärtliche Euphémie auf die Thür und ging auf Guerreville zu, indem sie rief: „Schaffen Sie mir meine Tochter wieder!... Eduard, man entführt meine Tochter, meine Agathe, Ihre Pathe, Ihre... Ach Gott! ich weiß gar nicht mehr, was ich spreche, ich bin so verzweifelt... aber ich will meine Tochter... Ach! Sie werden sie wiederfinden, nicht wahr? und Sie werden ihren schändlichen Entführer züchtigen!“

Nachdem sie diese Worte mit einer außerordentlichen Geläufigkeit ausgesprochen hatte, ließ sich Madame Grillon in einen Lehnstuhl nieder, und

erst jetzt bemerkte sie Marien, die sich noch immer das Tuch vor die Augen hielt. Madame Grillon schielte seitwärts, biß sich in die Lippen und sagte ironisch, vor sich hinmurmelnd: „Ah, jetzt begreife ich, warum mich der Bediente nicht wollte eintreten lassen.“

Die Ankunft von Agathens Mutter störte Guerreville auf unangenehme Weise. Er ging indes auf sie zu und sagte: „Was haben Sie, Madame? Warum diese Klagen, dieses Jammern?“

„Was ich habe, mein Herr? Haben Sie denn noch gar nicht auf mich gehört? . . . Es scheint mir, daß ich große Ursache zu Klagen habe . . . ich sage Ihnen, daß man Agathe entführt hat, meine Tochter, Ihre Pathe . . . Das muß Sie doch auch bewegen und interessiren!“

„Wie, Madame, man hätte es gewagt . . .“

„Ja, mein Herr, man hat es gewagt . . . O, die Männer wagen heutzutage Alles! . . . wir leben in einem so überfeinen Jahrhundert! . . . Wenn man sich erlaubt, in Gegenwart der Frauen zu rauchen und so zu tanzen, wie man es jetzt thut, so legt man dadurch den klaren Beweis an den Tag, daß man sie sehr wenig achtet.“

„Aber kurz, Madame . . .“

„Kurz, es ist dieser erbärmliche Mensch, der Abalgis, der meine Tochter entführt hat.“

„Ein erbärmlicher Mensch . . . Aber es scheint mir, als hätten Sie mir über diesen jungen Mann eine große Lobrede gehalten.“

„Ach ja, ich hatte geglaubt . . . Was wollen Sie! der Schein trügt . . . er benahm sich so gut. Sogleich, als mir Agathe gestand, daß sie ihn anbete, wollte ich Sie dieser Heirath wegen um Rath fragen . . . aber Sie sind nicht gekommen.“

„Madame, ich . . .“

„Das war sehr Unrecht, Sie mußten kommen; Agathe ist keine Fremde für Sie . . . Kurz, ich hatte noch die Schwachheit, diesem Adalgis seine Besuche zu gestatten, und in dieser Nacht . . . ja, in dieser Nacht . . . nachdem er uns noch vorher in das Concert-monstre im Jardin-Türe geführt . . . der Bösewicht. Ich bin überzeugt, daß sie während der Quadrille aus den Hugenotten ihren Anschlag geschmiedet haben . . . während ich durch das Geräusch der Glocken, Triangel und Trommeln betäubt war. Wie wollen Sie, daß man seine Tochter belausche, wenn Einem das Trommelfell zerrissen wird. Seit Agathe jenen Schein von tausend Franken, den Sie ihr geschenkt haben, besaß, verließ sie dieser Adalgis nicht. Endlich ist sie in dieser Nacht entflohen und hat ihre tausend Franken mitgenommen; sie gehören ihr, ich kann nichts darüber sagen, aber ich bin überzeugt, dieses Ungeheuer von Adalgis wird sie ihr aufessen und sie dann sitzen lassen . . . denn ich bin gleich zu ihm gelaufen, um Erkundigungen einzuziehen . . . Er ist ein leichtsinniger Bursche, ein Windbeutel, der keinen Sou besitzt; er ist seinem Schneider achthundert Franken schuldig, und fünfundfünfzig Sous seiner Wäscherin.

das habe ich Alles diesen Morgen erfahren. Ach! Eduard! Eduard! ich bitte Sie, im Namen Ihrer alten Erinnerungen, schaffen Sie mir meine Tochter wieder."

"Madame, ich werde Alles thun, was ich vermag. Aber ohne Zweifel verfolgt Ihr Gemahl bereits die Spur des Räubers."

"Mein Mann? Ach! wenn ich auf den warten sollte, das wäre schön! . . . er wird meine Tochter zurückbringen wie Mutter Gigognier. Eduard! auf Sie allein verlasse ich mich."

Indem sie diese Worte sprach, hatte sie sich erhoben, und während sie sich Guerreville nahte, bemächtigte sie sich seiner Hände, welche sie mit einer Gewalt schüttelte, als hätte sie ihn elektrifiziren wollen.

Seit dem Eintreten der fremden Damen hatte die arme Marie kein Wort gesprochen; sie hatte nicht einmal geseufzt; sie hörte Alles geduldig mit an und wartete vielleicht darauf, zu sprechen, wenn Madame Grillon würde geendet haben; aber Madame Grillon endete nicht. Als sie nun sah, daß diese Letztere sich der Hände Guerreville's bemächtigt hatte und sie mit Nachdruck preßte, damit sie ihr ihre Agathe wiederschafften, schien Marie ihren Muth wiedergefunden zu haben, und indem sie sich ihrerseits auch erhob, rief sie: „Und ich, mein Herr, werden Sie nichts zu meinen Gunsten thun? werden Sie nicht Mitleiden haben mit meinen Schmerzen? werden Sie nicht die Gnade haben, an meinen Sohn zu denken, der seine Mutter verlassen will,

um eine Laufbahn zu betreten, auf welcher er weder weit vordringen, noch sein Glück machen wird."

Guerreville wußte nicht, was er antworten sollte, so wurde er von den beiden Frauen, die ihn umstanden, in die Enge getrieben; er flüchtete vor ihren eindringenden Bitten nach dem Fenster, und um den auf ihn gerichteten Blicken zu entgehen, wendete er den Kopf um und sah auf die Straße.

Madame Grillon schien indeß erstaunt und fast verletzt, daß sich eine andere Frau erlaube, an Herrn Guerreville eine Bitte zu richten; sie warf Marie einen Blick zu, der durchaus nichts Sanftes hatte; sie schien fragen zu wollen, mit welchem Rechte sie hergekommen wäre, um ihre Bitten mit den ihrigen zu verbinden; trotz der ihr eigenthümlichen Schüchternheit aber, schien die Mutter des Julius durch diesen Blick nur sehr wenig überrascht und in ihren Augen lag immer etwas Ironisches, so oft dieselben auf Madame Grillon gerichtet waren.

Diese Scene währte ziemlich lange; die Damen verhielten sich schweigend, und weder die eine, noch die andere machte einen Schritt oder eine Bewegung, wodurch sie darthun konnte, daß sie auf einen Augenblick vor der andern wich; plötzlich aber stieß Guerreville einen Ruf des Erstaunens, der Freude aus, als er Jemand bemerkte, der auf der Straße vorbeiging. Darauf stieß er die beiden Frauen, die vor ihm standen, auseinander, stürzte nach der Thür, und ohne sich die Zeit zu nehmen, nach seinem Hut zu greifen, ging er rasch fort.

„Eduard! Eduard! nun, wo gehen Sie denn hin?“ rief die Mutter von Agathe, indem sie sich vergebens bemühte, Guerreville zurückzuhalten.

Marie that weiter nichts, als daß sie ihm nachsah, wie er fortlief, und als er fort war, sank sie wieder auf einen Stuhl, indem sie murmelte: „So dahin zu gehen! und er hat mir nicht einmal versprochen, mir meinen Sohn wiederzugeben!“

„O! er hätte sich nicht aus dem Staube gemacht, wenn ich allein bei ihm gewesen wäre,“ sagte Madame Grillon und ging mit einer wüthenden Miene im Zimmer auf und ab; „aber da es so lästige Personen gibt! . . .“

„Lästig!“ erwiderte Marie, auf Madame Grillon einen Blick werfend, in welchen zugleich Widerwillen und Verachtung lag; „es scheint mir, daß die Person dieses Beiwort verdient, welche, allen Anstand bei Seite setzend, sich erlaubt, den Bedienten fortzuschieben und zu Jemanden einzutreten, der nicht allein ist.“

„O! ich habe den Herrn gewiß in einer sehr angenehmen Unterhaltung gestört. Armer Eduard! armer Freund! er gähnte wie ein Karpfe, als ich eintrat.“

„Ich weiß nicht, Madame, ob ich Herrn Guerreville langweilte, jedenfalls aber war ich nicht diejenige, die ihn in die Flucht schlug.“

„In die Flucht schlagen! . . . In die Flucht schlagen! . . . Madame, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, ich bitte Sie darum.“

Die Damen fingen an, hitzig zu werden, sie schienen nicht geneigt, einander etwas nachzugeben, als das Erscheinen eines Fremden diese Scene beendete.

Jenneval nämlich stellte sich bei seinem Freunde ein, und war von Georg mit wenigen Worten von Allem unterrichtet worden; als er in den Saal trat, wußte er schon, daß er daselbst die Mütter von Agathe und Julius vorfinden würde. Er grüßte die Damen ehrerbietig, und indem er sich ihnen näherte, sagte er mit dem Tone, der bald Vertrauen einflößt: „Sie sehen in mir, meine Damen, den Doktor Jenneval, den vertrauten Freund des Herrn Guerreville. Georg, sein Diener, hat mir eben erzählt, daß er Sie etwas hastig verlassen hätte, entschuldigen Sie gefälligst meinen Freund. Ohne Zweifel hat ihn irgend ein uns unbekannter Beweggrund gezwungen, sich auf diese Weise zu entfernen. Wenn ich Ihnen, meine Damen, aber in irgend einer Beziehung bei ihm behülflich sein kann, so stehe ich ganz zu Ihren Diensten.“

Es gibt Leute, welche auf der Stelle Vertrauen einflößen und Interesse für sich erwecken; Jenneval war von der Art; und am Ende verlangten die Damen auch weiter nichts, als zu sprechen. Jede beeilte sich, dem Doktor das zu wiederholen, was sie eben erst Guerreville erzählt hatte, indem sie sich auf die Theilnahme bezogen, welche dieser für Agathe und Julius haben mußte.

Der Doktor, der sie vollkommen verstand, ver-

sprach ihnen, Guerreville zum Handeln zu bewegen, und falls sein Freund es nicht im Stande wäre, so erbot er sich, selbst alle die nöthigen Nachsuchungen und Bemühungen anzustellen, um Agathe in die Arme ihrer Mutter zurückzuführen und Julius der Bühne zu entreißen, für welche, wie er selbst wohl wußte, der junge Mann nicht die geringste Anlage hatte.

Jennevals Worte beruhigten die beiden Frauen, sie suchten nur nach Dankesbezeigungen und entfernten sich etwas beruhigter, indem sie sich jedoch gegenseitig noch Blicke zuwarfen, in denen keine Spur von Wohlwollen zu bemerken war.

„Arme Frauen!“ sagte Jenneval zu sich, als sich die Damen entfernt hatten; „wenn sie auf die Erinnerung, auf die Gefühle rechnen, welche sie Guerreville einst eingestößt hatten, so täuschen sie sich sehr! Er hat nur eine einzige Erinnerung, einen einzigen Gedanken. Aber ich werde handeln, als wenn ich er selbst wäre, ich werde dem Herrn Julius und dem Fräulein Agathe nachlaufen, ich werde die Mühe übernehmen, ohne den Dank dafür zu fordern: das sind die Vorrechte der Freundschaft. Jetzt aber muß ich ihm selbst nachlaufen. Wohin ist er gegangen? Warum ist er wie toll davon gerannt? Ich muß ihn wiederfinden, damit er mir sein Benehmen erkläre.“

Jenneval wollte fortgehen, als die Thüre des Salons rasch geöffnet ward. Guerreville trat ein, und hielt eine Frau fest, welche weniger durch die

Jahre, als durch Elend und Leiden gealtert schien. Diese Frau, welche fünfzig Jahre alt sein konnte, war mit Lumpen bedeckt, ihr Gesicht war fürchterlich mager und blaß, und in dem gegenwärtigen Augenblicke war in ihren Augen ein Ausdruck von Schrecken und Unruhe zu lesen, der ihrer ganzen Gestalt noch einen weit elendern Anschein gab.

Guerreville, dessen Züge eine lebhaftere Unruhe ausdrückten, in welche sich jedoch auch einige Hoffnung mischte, ließ diese Frau, welche Mühe zu haben schien, sich aufrecht zu erhalten, eintreten und sich niedersetzen. Als er Jenneval erblickte, sagte er nur die Worte zu ihm: „Madame Armand . . . dieselbe, welche bei meiner Tochter war . . . welche mit ihr entflohen ist.“

Jenneval wurde nun Alles klar, und indem er sich dieser Frau näherte, wartete er, eben so ängstlich als sein Freund, darauf, daß sie endlich im Stande sein würde, zu sprechen.

Als dieselbe, welche eben hereingeführt worden war, sich allein zwischen dem Doktor und Guerreville sah, faltete sie die Hände zusammen und fiel auf die Knie, indem sie rief: „Gnade, Gnade, ich flehe Sie darum!“

„Auf, Madame, fürchten Sie nichts!“ antwortete Guerreville lebhaft; „Sie haben mir viel Unheil zugefügt, aber glauben Sie, daß ich mich dafür rächen wollte, indem ich Sie mißhandelte? . . . Wohl! erholen Sie sich, sammeln Sie Ihre Geisteskräfte wieder, die mein Anblick verwirrt zu ha-

ben scheint; aber vor Allem ein Wort, ein einziges Wort, meine Tochter . . . was ist aus ihr geworden?"

„Wahrlich! Mein Herr, ich weiß durchaus nichts von ihr!“

„Sie wissen nichts von ihr? O, mein Gott! durch Sie hoffte ich wenigstens zu erfahren, was aus ihr geworden sei. Wohl an, lassen Sie hören, sprechen Sie jetzt, sagen Sie uns Alles, was Sie gethan haben, verheimlichen Sie nichts, keinen Umstand, ich höre Sie.“

„Ich bin sehr schuldig, mein Herr,“ erwiderte die arme Frau mit zitternder Stimme, „ach! ja ich weiß, daß ich auf die schändlichste Weise Ihr Vertrauen verrathen habe; aber der Himmel hat mich dafür gestraft, man hat kein Glück, wenn man eine Niederträchtigkeit begangen hat, und Sie sehen den Beweis davon in der traurigen Lage, in welcher Sie mich finden.“

„Zur Sache, Madame, zur Sache, von meiner Tochter, von diesem elenden Daubray sollen Sie mir erzählen.“

„Sie haben Recht, mein Herr, ich sammle meine Erinnerungen. Fräulein Pauline war ein Engel von Güte, an Gemüth, und sie war so schön, so reich an Anmuth. Dieser Herr Daubray wurde sterblich in sie verliebt, und trotz meiner Wachsamkeit, fand er Mittel, sich die Liebe Ihrer Tochter zu erwerben. Ach! mein Herr, es bedarf oft nur eines Wortes, eines Blickes, um die Liebe zu erzeugen. Fräu-

lein Pauline glaubte auch gar nicht Unrecht daran zu thun, wenn sie diesen jungen Mann liebte. Ich selbst glaubte Anfangs, diese Heirath könnte zu Stande kommen, und Ihre Tochter stand schon mehremal im Begriff, Ihnen ihre geheimen Gefühle anzuvertrauen, wenn sich Herr Daubray dem nicht widersezt hätte. Eines Tages besuchte er mich und sagte zu mir: „Herr Guerreville verweigert mir die Hand seiner Tochter, ich kenne nur ein Mittel, um ihr Gemahl zu werden, nämlich, sie zu entführen, dann wird uns Paulinens Vater in der Folge wohl verzeihen müssen.“ Ich verwarf Anfangs diesen Vorschlag; aber er bot mir fünftausend Franken, wenn ich mich dazu bereit fände, ihm behülflich zu sein. Ach, mein Herr, ich weiß wohl, daß ich bei Ihnen an nichts Mangel hatte; aber fünftausend Franken, ich hatte niemals eine ähnliche Summe besessen, und sie schien mir beträchtlich. Und dann hörte dieser Herr Daubray nicht auf, mir zu wiederholen: „Bin ich einmal Paulinens Gatte, kehre ich mit ihr zurück, mich ihrem Vater zu Füßen zu werfen, der mir seine Vergebung nicht versagen wird.“ Was soll ich Ihnen sagen! ich willigte ein! es handelte sich nur noch darum, Ihre Fräulein Tochter dazu zu bewegen. Armes Mädchen! Anfangs wollte sie nicht; sie wiederholte uns unaufhörlich: „Wir wollen uns meinem Vater zu Füßen werfen, er liebt mich so sehr, er wird in unsere Verbindung willigen.“ Aber Herr Daubray antwortete ihr immer: „Vertrauen Sie sich meiner

Zärtlichkeit, meiner Liebe, das ist das einzige Mittel zu unserer Verbindung." Endlich willigte sie ein. Da wurde, ohne ihr Zeit zur Ueberlegung zu lassen, unsere Flucht in der nächsten Nacht beschloffen. Herr Daubray war schon darauf vorbereitet, dazu eingerichtet, ein Wagen mit Postpferden erwartete uns hinter der Mauer des Gartens. Ach! mein Herr, wären Sie in diesem Augenblicke Zeuge des Schmerzes Ihrer Tochter gewesen . . . sie rief Sie beim Namen . . . sie wollte nicht abreisen . . . man mußte sie wegtragen."

Guerreville gab der Madame Armand durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie einen Augenblick inne halten sollte, und indem er sein Haupt an die Brust seines Freundes lehnte, ließ er den Seufzern, welche ihn zu ersticken drohten, freien Lauf. Nach einer Pause von einigen Minuten gab er der Frau ein Zeichen, fortzufahren.

„Wir reisten ab, mein Herr. Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt hatten, hielten wir, gegen Tagesanbruch, bei einem Gasthose an; hier händigte mir Herr Daubray die Summe ein, welche er mir versprochen hatte, und sagte dabei: „Es ist unnöthig, daß Sie noch bei uns bleiben; Ihre Gegenwart in Paulinens Nähe ist nicht mehr erforderlich, da ich sie heirathe, und ich denke nicht, daß Sie Lust haben werden, mit uns zu ihrem Vater zurückzukehren, der Sie übel empfangen würde.““ Nachdem er diese Worte beendet hatte, verließ er mich, ohne mir erlauben zu wollen, nochmals Frau-

lein Pauline zu umarmen . . . Und seit diesem Tage habe ich das liebe Kind nicht wieder gesehen. Aber ich zog insgeheim Erkundigungen über Sie ein, mein Herr, und ich erfuhr, daß mein Vergehen noch weit größer war, als ich geglaubt hatte, da Ihre Tochter nicht zu Ihnen zurückgekehrt war. Was meine weiteren Schicksale betrifft, so fühle ich wohl, daß diese Sie wenig interessiren; doch muß ich Ihnen gestehen, daß ich die schrecklichsten Gewissensbisse über meinen Fehler empfinde. Ich kam nach Paris; mit der Summe, die ich besaß, wollte ich mich etabliren, einen kleinen Handel anfangen . . . aber dieses Geld brachte mir kein Glück! . . . nichts wollte mir gelingen. Nach Verfluß von drei Jahren war mir kein Sou mehr von diesen unglückseligen fünftausend Franken übrig geblieben; da wollte ich eine Stelle suchen, aber ich wurde krank; . . . ich mußte meine Effekten verkaufen . . . ich nahm hierauf einige kleine Bedienungen an . . . aber ich hatte fast nicht mehr die Kräfte dazu . . . man entließ mich nach kurzer Zeit wieder. Endlich in das schrecklichste Elend hinabgesunken, lebe ich seit mehren Monaten nur von den Almosen, die ich insgeheim erbettle . . . und eben . . . als ich in Ihrer Straße stehen blieb, stützte ich mich auf einen Eckstein, weil ich fühlte, daß ich schwach wurde. Sie sehen es, mein Herr, der Himmel hat Sie an mir schrecklich gerächt."

„Ach! ich fordere nicht seine Rache, ich verlange meine Tochter von ihm! . . . da ich Sie erblickte, glaubte ich einen Augenblick, Sie würden mir helfen,

meine Pauline wiederzufinden... und auch noch diese Hoffnung hat mich getäuscht... Sie wissen also nichts mehr?"

„Ach! mein Herr... könnte ich Ihnen heute mit meinem Leben Ihr Kind verschaffen!... Ach! dann glaube ich, würde das Unglück aufhören, auf mir zu lasten!...“

In dem Augenblick, da die Bettlerin ihre Erzählung beendet hatte, war Jenneval aus dem Zimmer gegangen und bald kam er mit einer Flasche und einem Glase zurück und schenkte dieser Frau Wein ein, indem er zu ihr sagte: „Trinken Sie... dieser Wein wird Ihnen wieder Kraft geben... er wird Ihnen gut thun.“

Die arme Frau wußte nicht, ob sie ihn annehmen sollte; sie betrachtete Guerreville mit ängstlichen Blicken; endlich siegte das Bedürfniß über die Furcht; sie nahm das Glas Wein an. Nachdem sie getrunken hatte, grüßte sie ehrerbietig und ging nach der Thür, indem sie murmelte: „Ich glaube, der Herr hat mir nichts mehr zu sagen, und meine Gegenwart kann nur unangenehm sein.“

„Einen Augenblick!“ rief Guerreville.

Die Bettlerin hemmte ihren Schritt und blieb unbeweglich stehen. Jenneval sah seinen Freund an. Guerreville näherte sich Madame Armand.

„Sie haben mir viel Unheil zugefügt, Madame; aber ich will nicht, daß die Frau, welche die Gouvernante, die Gesellschafterin meiner Tochter war, gezwungen sei, sich ihren Lebensunterhalt durch Bet-

keln zu verschaffen. Nehmen Sie diese Börse; wenn sie leer sein wird, lassen Sie mich es wissen, ich werde es Ihnen niemals am Geringssten fehlen lassen . . . Doch jetzt gehen Sie."

"Ach! mein Herr! . . . so viel Güte . . . obgleich ich so schuldig bin!"

Und die arme Frau wollte sich Guerreville zu Füßen werfen; er verhinderte sie aber daran und gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen; sie wollte aus der Thür des Salons treten, als sie plötzlich umkehrte und ausrief: „Ach! mein Herr . . . es fällt mir etwas ein . . . vielleicht ist dieser Umstand von Interesse für Sie."

„Was ist es denn? sprechen Sie, sprechen Sie, Madame."

Guerreville und der Doktor näherten sich Madame Armand, welche begann: „Vor etwa sechs Monaten . . . ja, es sind sechs Monate, ging ich auf den Boulevards, ich wollte gerade über die Fohrstraße hinüber . . . da schnitt mir ein eleganter Tilbury den Weg ab . . . ich hielt an, blickte auf. Ein Mann saß in dem Wagen . . . Oh! ich habe ihn wohl erkannt, es war Herr Daubray."

„Daubray! der Entführer meiner Tochter?"

„Ja, mein Herr, obgleich mehr als acht Jahre verflossen sind, seitdem ich ihn nicht wieder sah, bin ich doch gewiß, daß ich mich nicht getäuscht habe."

„Und meine Tochter . . . war sie bei ihm?"

„Nein, mein Herr, er war allein."

„Der Elende! er hat sie gewiß verlassen!"

„Mein lieber Guerreville,“ sagte der Doktor, „was uns da eben erzählt wird, ist sehr wichtig; die Begegnung dieses Mannes in Paris, in einem Tilbury, scheint zu beweisen, daß er sich gewöhnlich in dieser Stadt aufhält.“

„Ja, mein Freund, ja... Oh! Sie haben Recht, er ist hier, der Verräther!... Keine Ruhe mehr, bis ich ihn herausgefunden habe... bis ich ihm begegne... denn ich werde ihm auch begegnen, ich... Gehen Sie, Madame, gehen Sie... was Sie uns eben gesagt haben, wird uns nützlich sein, wie ich hoffe... Wenn Sie noch etwas über diesen Menschen erfahren oder entdecken, so versäumen Sie es nicht, uns alsbald davon zu unterrichten. Seien Sie behülflich, zu erforschen, was dieser Glende mit meiner Tochter gemacht hat; das wird die beste Art und Weise sein, Ihr Unrecht wieder gut zu machen.“

Die arme Frau beschwor ihre Ergebenheit, ihre Reue; dann grüßte sie ehrfurchtsvoll und entfernte sich, indem sie wiederholte, daß sie Alles, was in ihren Kräften stände, thun würde, um ihren Fehler wieder gut zu machen.

„Er ist in Paris!“ rief Guerreville, indem er heftig im Zimmer auf- und abging, „und noch immer reich... immer noch glücklich, ohne Zweifel... Und meine Tochter! meine arme Tochter!... Niemand hat sie gesehen... Niemand kann mir Nachricht von ihr geben. Aber, was hat noch dieser Schändliche mit ihr gemacht... Hat er sie nur darum den Armen ihres Vaters entrißen, um sie

dann zu verlassen? hat er sie getödtet dieses Ungeheuer? O! ja . . . sie muß todt sein . . . sonst wäre sie schon längst zurückgekehrt, um an dem Busen ihres Vaters ihren Fehler zu beweinen . . . Todt . . . meine Tochter . . . und dieser Mensch lebt noch! . . . und genießt in Frieden die Vergnügungen, welche der Reichthum darbietet. Oh! . . . Oh! . . . all sein Blut wird meine Verzweiflung noch nicht stillen können!“

„Mein Freund, beruhigen Sie sich!“ sagte Jenneval, Guerreville's Hand ergreifend, „dieser Daubray ist in Paris; wir werden ihn auffinden, nun bin ich fest davon überzeugt. Aber es ist durchaus noch kein Beweis vorhanden, daß Ihre Tochter nicht mehr am Leben sei; . . . hoffen wir im Gegentheil, daß wir durch ihn erfahren werden, was aus ihr geworden.“

„Ach! Jenneval . . . ich muß Ihnen wohl glauben, um mich nicht der Verzweiflung zu überlassen. Wohlan! dieser Mensch soll mir meine Tochter wiedergeben, und ich will ihm das Leben lassen und ihn für immer fliehen . . . Aber er gebe mir meine Pauline wieder. Ach! ich beweine sie schon seit so langer Zeit!“

Guerreville sank, von all den Empfindungen, die ihn eben durchdrungen, übermannt, auf einen Sessel nieder. Der Doktor ließ ihm Zeit, sich zu fassen; als er seinen Freund ruhiger sah, näherte er sich ihm und sagte mit leiser Stimme: „Sie hatten zwei Damen bei sich zurückgelassen, die ich hier vorfand, Madame Grillon und die Mutter des Julius; sie

waren gekommen, um Ihren Beistand, Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. . . Sie wissen, daß Ihre Pathe Agathe dem Herrn Adalgis gefolgt ist, ich weiß nicht wohin, und daß Julius einen Contract, als erster Liebhaber bei einer herumziehenden Truppe unterzeichnet hat. Die beiden Mütter sind trostlos, sie glauben, daß Sie irgend eine Theilnahme für ihre Kinder beweisen sollten."

Guerreville, der seinem Freund sehr aufmerksam zuzuhören schien, sprang plötzlich auf, ergriff seinen Hut und rief: „Er hat einen Tilbury. . . er muß durch die Promenade fahren. . . über die Boulevards. . . nach dem Bois de Boulogne. . . Oh! ich werde ihn dort treffen. . . Kommen Sie. . . kommen Sie, Jenneval, gehen wir.“

„Unbedingt, sagte der Doktor zu sich, indem er seinem Freunde folgte, „wird es mein Geschäft sein, dem Fräulein Agathe und dem Herrn Julius nachzulaufen.“

Zweites Kapitel.

Das Café des Comédiens.

Guerreville brachte jetzt seine Tage damit hin, die besuchtesten Spaziergänge der Hauptstadt zu durchlaufen; bisweilen mietete er sich ein Pferd und dehnte seine Exkursionen nach der Umgegend aus. Ein Tilbury, ein Cabriolet, das unbedeutendste Fuhrwerk wurde oft von ihm verfolgt, wenn er glaubte, darin den Mann zu bemerken, welchen er

mit glühender Begierde aufsuchte. Abends kam er, von der Anstrengung erschöpft, nach Hause, und wenn er sich niederlegte, that er sich das Versprechen, den folgenden Tag wieder von vorn anzufangen.

Wie es der Doktor vorausgesehen hatte, dachte Guercville, einzig und allein mit dem Entführer seiner Tochter beschäftigt, weder an seine Pathe, noch an den Sohn von Marie. Aber, während er allen Equipagen nachlief, oder nachgaloppirte, that Jenneval sein Möglichstes, um Julius und Agathe wiederzufinden.

Es gibt in Paris ein gewisses Kaffeehaus, oder vielmehr Speisehaus, das man Café des Comédiens nennt. Während die Mehrzahl der derartigen Etablissements in Pracht, Tapeten und Vergoldungen, Malereien und Eleganz mit einander wetteifern, ist der Café des Comédiens, welcher in der Rue des Deux-Ecus (der Zwei-Thalergasse) seiner alten Einrichtung, seiner Delbeleuchtung und seinen verbrauchten Wänden treu geblieben; es ist hier nichts Modernes, nichts Geschmackvolles zu schauen; es ist wahr, man geht auch nicht dorthin, um seine Toilette zu bewundern und sich im Spiegel zu beschauen; man spielt und raucht dort; sehr häufig genießt sogar der größte Theil der anwesenden Gäste nichts und kommen nur hin, um von ihren Angelegenheiten zu sprechen.

Dieses finstere Kaffeehaus, welches von außen durch nichts bemerklich gemacht wird, ist dennoch eines der besuchtesten von Paris. Besonders gegen die

letzten vierzehn Tage vor Ostern, zu welcher Zeit die Engagements der Schauspieler und Schauspielerinnen stattfinden, versammeln sich so viele Leute im Café des Comédiens, daß es dort oft schwer ist, durchzukommen. Dann bilden sich zahlreiche Gruppen auf der Straße, vor der Thür; zuweilen können die Wagen nur mühevoll durch die Haufen, die stehen bleiben und schwätzen, passiren. Man sollte glauben, daß daselbst, wie vor Tortoni, Börsenangelegenheiten, Handelsgeschäfte abgemacht werden. Man behandelt hier in der That Angelegenheiten, aber es sind nur dramatische. Alle die Leute, die man hier kommen und gehen, sich an einander reihen und plaudern sieht, leben vom Theater, oder sollen wenigstens davon leben. Hier werden Engagements für die Provinz, bisweilen selbst für das Ausland abgeschlossen. Hier kommen diejenigen hin, welche keine Beschäftigung mehr haben, die eine solche suchen, oder eine alte aufgeben wollen; und alle diese Leute, die ihr hier sehet, sind Talente der ersten Klasse; sie bilden sich dies wenigstens ein.

Jenneval entschloß sich, nach dem Café des Comédiens zu gehen, um es zu versuchen, dort etwas über Julius zu erfahren, der sich bei seinen Eltern nicht hatte wieder sehen lassen. Eines Nachmittags begab sich der Doktor nach der Rue des Deux-Ecus; er bemerkte einige Gruppen von Schwätzenden, woran er erkannte, daß er an dem Orte war, den er suchte.

Dem, der in die Mysterien des Theaters, in die Angelegenheiten der Coulissen nicht eingeweiht

ist, scheint der Name Café des Comédiens einen fröhlichen, liebenswürdigen, anlockenden Verein zu versprechen, in welchem er einen Theil von dem wieder zu finden hofft, was ihm im Theater gefallen hat. Man bildet sich ein, jene erste jugendliche Liebhaberin wiederzusehen, wie sie Einem in ihren Glanzrollen erschienen ist; man glaubt die reizende Soubrette wiederzufinden, die gewandte, mit ihren lieblichen Reizen; den verliebten Stutzer, den Marquis von feinem Tone. Doch wie erstaunt man, wenn man in dem Café des Comédiens eintritt! Man sieht nichts von dem, womit man sich geschmeichelt hatte; in diesen Männern, welche rauchen oder spielen, findet man die Reize, die eleganten Formen nicht wieder, welche von den Brettern herab so verführerisch wirken, und man wird versucht, zu ihnen zu sagen: „Ah, mein Gott! meine Herren, wie kommt es, daß Sie so gar keine Künstlermiene haben?“ Man sucht die Schauspielerinnen, sie sind in geringer Anzahl da und hielten sich sonst im Hintergrunde des Kaffeehauses, jetzt aber bleiben Sie, wie die Männer, in der Nähe der Billards. Die junge Frau, welche dort an einem Tische sitzt, wo sie einen spanischen Salat verzehrt, ist eine Gavaudan, die von Nantes kommt und nach Montpellier reisen will; jene, die in ihrer Nähe die Aepfel verspeist und sich mit ihrem Nachbar zu streiten scheint, ist eine Leichtfertige, welche, seitdem sie Paris verlassen, dreimal ihren Reisegefährten gewechselt hat. Mit einem jugendlichen

ersten Liebhaben abgereist, verließ sie ihn um einen Intriguanten, der sie an einen zweiten Tenor abtrat; endlich kam sie mit einem zweiten Komiker zurück. Daraus und aus der Gewohnheit dieser Art Damen, immer den Namen des Geliebten anzunehmen, mit welchem sie leben, geht hervor, daß wir sie in Paris unter dem Namen A. gekannt, in Rouen unter dem Namen Madame B. gesehen haben, in der Folge können wir sie als Madame C. wiederfinden. Das Gescheiteste ist, wenn man eine solche Dame wieder sieht, zu fragen, welchen Namen sie gegenwärtig führe.

Diese Veränderungen geschehen übrigens fast immer freiwillig; beide Theile nähern sich einander und verlassen sich; sie finden sich wieder und sind die alten guten Freunde. Oft kommt es sogar vor, daß der derzeitige Liebhaber, wenn er einem ehemaligen Liebhaber seiner Dame begegnet, zu ihm sagt: „Mein Freund, willst Du mir wohl die Gefälligkeit erweisen, meiner Frau auf einen Augenblick den Arm zu reichen?“

Der Arm wird auch auf der Stelle angenommen, und Madame, die gegenwärtig die Frau eines Andern ist, geht mit dem spazieren, dessen Namen sie einst geführt hat und der jetzt für sie nur ein Begleiter ist.

Aus diesem allem ersieht man, daß unter den zum Theater gehörigen Leuten es viele Gebräuche gibt, die denen der St. Simonisten gleichen.

Aber ich habe wohl nicht erst nöthig, zu erwäh-

nen, daß dergleichen Züge unter den ansässigen Künstlern selten sind, und daß es unter unsern großen Talenten, unter unsern Schauspielerinnen von Ruf viele gibt, welche den Café des Comédiens nicht einmal dem Namen nach kennen, da dieses Kaffeehaus nur für die dramatische Demokratie errichtet worden ist.

Jenneval hatte sich in einen Winkel gesetzt, blickte um sich und beobachtete.

Ein Herr von geseßtem Alter, dessen Perücke bedeutend über die Ohren heruntergezogen war und der das Kinn und die Hälfte des Mundes in einer ungeheuren Halsbinde verbarg, näherte sich dem Ofen, laute Töne ausstößend, welche die Klänge einer Kirchenposaune nachahmten; er unterbrach sich häufig, um zu husten, was mit einer Gewalt geschah, daß man die absichtliche Anstrengung nicht verkennen konnte. Man merkte, daß es diesem Manne ein Spaß sein würde, durch sein Husten den Lärm einer Kanone hervorzubringen.

„Allem Anschein nach spielt dieser Herr zweite Tenorpartien,“ sagte Jenneval zu sich, indem er sich dem Manne mit der starken Stimme näherte. Er bot ihm eine Prise Tabak an, die mit großer Bereitwilligkeit angenommen wurde; der Doktor glaubte sogar zu bemerken, daß dieser Mann, statt mit den Fingern davon zu nehmen, die Hälfte seiner Hand mit Tabak angefüllt hätte, welche er dann mit Gewandtheit in einer Westentasche ausleerte, um nur ein geringes Stäubchen an seine

Nase zu bringen. Ohne aber den Schein zu haben, als bemerke er diese Vorsicht, sich mit Tabak zu versehen, knüpfte der Doktor ein Gespräch an.

„Der Herr sind Künstler, ohne Zweifel?“

„Erster Tenor . . . hum! hum . . . Bariton . . . hum! . . . musikalisch bis in die Fingerspitzen . . . hum! hum! . . . Es ist mir nur gerade jetzt was in der Kehle stecken geblieben . . . Ich besitze eine herrliche Stimme . . . hum! . . . die mich noch nie hat im Stich gelassen. Ich habe alle Städte des mittäglichen Frankreichs entzückt . . . Puah! Puah! . . . Ah! Ah! . . . das ist ein verfl . . . Husten, den ich zwischen den Coulissen gefangen habe . . .

Deine liebe, theure Tochter
Tröstete für Alles mich!

Hum! hum! . . .“

„Der Herr kommt aus der Provinz?“

„Ich komme von Bordeaux . . . ich war dort auf ein Jahr engagirt . . . hum! hum! . . . ich bin aber nur vierzehn Tage dort geblieben . . . ich habe mein Engagement gebrochen, es gefiel mir nicht! In Bordeaux lieben sie nur den Tanz . . . Ich ließ sie herrliche Orgeltöne hören . . . sie waren entzückt, aber sie zischten, um dem Direktor einen Poffen zu spielen, der ihnen nicht genug Ballette gab. Deshalb sagte ich zu dem Direktor: „Ihr Publikum betet mich an, ich weiß es sehr wohl; aber das langweilt mich, daß Sie Feinde haben, welche immer zischen, während ich singe. Ich will fortgehen, Sie könnten mir für jede Vorstellung zehntausend

Franken geben, ich würde nicht hier bleiben.““ Der Direktor hatte Thränen in den Augen . . . er wollte mich mit aller Gewalt zurückbehalten . . . hum! hum! . . . aber ich habe nicht gewollt . . . und ich werde dieses Theaterjahr in Beaugency beenden . . . hum! Sie werden sich nicht wenig glücklich fühlen, mich dort zu besitzen! . . . Ah! verfl . . . Eine Stimme wie die meinige haben sie dort noch nicht gehört! Ich debütire in dem Deserteur.“

„Ah! Sie spielen die Rolle des Deserteurs?“

„Pfui . . . den Heuler, der nichts zu singen hat . . . Ich mache den Courchemin . . . ich singe die schöne Arie: Der König ging vorbei . . . hum! hum! und der Tambour schlug . . . hum! hum! Der verdammte Knoten im Halse . . . eine ganze Schleimmasse . . . Ah, Teufel! die himmlische Arie! . . . in dieser kann man seine Mittel entwickeln. Darf ich Sie um eine Prise bitten?“

„Sehr gern.“

„Ihr Tabak ist vortrefflich.“

Der zweite Tenor grub seine Hand in die Dose des Doktors ein und führte dasselbe Manöver aus wie früher.

Ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einer jugendlich blonden Perücke, Baumwolle in den Ohren, der zwei Ketten von grünen Steinen um den Hals trug und eine Haarkette über die Weste, große Verlocken an der Uhr, Ringe mit falschen Brillanten an allen Fingern, einen abgeschabten blauen Rock, nussfarbene Beinkleider, an denen er statt der

Hosenträger Stricke hatte, Schuhe, blaue Strümpfe und eine Busenbrause, näherte sich jetzt hüpfend und schlug den Tenor auf die Schulter.

„Guten Tag, Alter!“

„Guten Tag . . . hum! hum! . . .“

„Denke doch, die Sache ist abgemacht, ich habe diesen Morgen unterzeichnet.“

„Was?“

„Nun was, mein Engagement für Perpignan . . . Für erste Liebhaber, erste Helden, Marquis und erste komische Rollen.“

„Poß tausend, da wirst Du ja Alles spielen . . . Da hat Dich wohl die Noth dazu getrieben, weil Du von hier fort willst?“

„Die Noth! . . . Hast Du mich denn nicht verstanden . . . ein vortreffliches Engagement: ich wähle mir die Rollen aus, die mir gefallen, und viertausend Franken, ohne das Benefice . . .“

„Hum! hum! . . . ja, die Benefice in Perpignan sind gering! Ich habe einige Zeit dort gespielt; das ist eine Stadt, wo es für Künstler nichts zu thun gibt.“

„Bah! Du scherzest . . . das Theater ist dort im Gegentheil sehr besucht.“

„Man könnte mir dort zwanzigtausend Franken bieten und ich ginge nicht hin.“

„Du bist schwierig . . . Ah, ich habe mit Bedauern erfahren, daß Du in Bordeaux Unannehmlichkeiten gehabt hast.“

„Unannehmlichkeiten . . . ich! . . . wer hat Dir diese Unverschämtheit gesagt?“

„Nun . . . hier . . . im Bureau bei Daudel, da war Jemand, welcher sagte, Du wärest ausgepiffen worden . . .“

„Ausgepiffen . . . ich! . . . Ah, ich wünsche Dir nur immer solche Auspfeifer zu haben wie diese da . . . überschüttet mit Beifall, mein Lieber, völlig überschüttet . . . so daß sie mich oft meine großen Arien gar nicht zu Ende singen ließen . . . hum! hum! . . . Ah, zum Henker! das war ein betäubender Lärm, wenn ich auftrat.“

„Warum bist Du aber denn fortgegangen?“

„Ah, warum hatte der Direktor Feinde? . . . Siehst Du, das ist etwas Anderes . . . Privatangelegenheiten . . . und dann wurde ich in Bordeaux zu oft heiser . . . Ich sagte: nicht eine Minute will ich für diese Schufte mein Talent mehr anstrengen! . . . Mein Herr, ich möchte Sie noch um eine Priße bitten.“

„Mit großem Vergnügen.“

Jenneval präsentirte seine Dose; nach der dritten Priße war sie geleert.

„Der Herr wollen also nach Perpignan abreisen?“ fragte der Doktor, sich an den andern Mann wendend.

„Ja, mein Herr, in zehn Tagen muß ich dort sein . . . ich habe fünfhundert Franken Vorschuß.“

„Hum! hum! . . . Puah!“

Diesmal schien der Tenor mit spöttischer Miene zu husten, indem er eine leichte Bewegung mit den Schultern machte, welche ausdrückte, daß er dem,

was sein Kamerad eben sagte, keinen Glauben schenke. Jenneval selbst kam es sehr sonderbar vor, daß der leichte Vogel, wenn er fünfhundert Franken vorausbekommen, sich nicht ein Paar lederne Hosenträger an die Stelle seiner Stricke gekauft hätte. Doch das hinderte ihn nicht, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Sie müssen die Direktoren aus der Provinz sehr genau kennen?“

„Fast alle . . . ich habe mich so viel von Stadt zu Stadt getrieben; ich liebe den Wechsel, ich habe keine Ausdauer, und auf diese Weise sieht man sich auch in der Welt um, dabei vergnügt man sich und lernt Lebensart. Ich habe Geschmack und eine Garderobe, die zu den vollständigsten gehört . . . ich würde sie nicht für sechstausend Franken geben . . . Ah, ich glaube meine Frau zu sehen!“

Der Leichtvogel entfernte sich hüpfend, und der alte Hustende sagte hierauf zum Doktor: „Das ist ein Schwäger, den ich Ihnen als einen Aufschneider ersten Ranges schildere! . . . Seine Garderobe ist hübsch! . . . Sie haben ja eine Probe davon an seinem Anzuge gesehen . . . Alles an ihm ist falsch, von seiner Stimme bis zu seinen Waden . . . hum! . . . Stellen Sie sich vor, um Aufsehen in den Städten zu machen, wohin er kommt, schleppt er drei oder vier leere Mantelsäcke mit sich; aber was thut mein Leichtvogel, um seinem Wirthes Vertrauen einzulösen und Kredit zu erlangen? . . . Kaum ist er in einem Gasthose angekommen, schlägt

er von innen Nägel in seine Mantelsäcke und nagelt sie an den Fußboden fest, dann verschließt er sie sorgfältig. Denn es ist gewöhnlich das erste Geschäft, welches ein Gastwirth vornimmt, wenn ein Schauspieler bei ihm einzieht, dessen Mantelsäcke zu wägen, um nach ihrem Gewichte zu urtheilen, wie viel er für das, was bei ihm verzehrt wird, Unterpfand habe. Dasselbe wird natürlich auch mit denen dieses Zeisigs vorgenommen; aber wenn man versuchen will, sie in die Höhe zu heben, ist es nicht möglich! Kein Mittel, sie nur zum Banker zu bringen! Dann ist mein Schwachkopf von Gastwirth ganz beruhigt; o! denkt er bei sich, da drin ist genug, was mir für die Zeche hastet! und er kreditirt in einem fort. Das ist eine von den tausend Schelmereien dieses Leichtfußes... hum! hum! Uebrigens ist er ein sehr guter Kerl und in kleinen Rollen erträglich, nur muß er nicht die Liebhaberrollen an sich reißen... Ah, die rathe ich ihm sehr ab! Dabei wird er sich ins Verderben stürzen... Ich möchte Sie um eine Prise bitten."

"Es thut mir leid, aber ich habe keine mehr."

"Ah! es ist wahr, ich habe so die Gewohnheit..."

Ein kleiner, hagerer Mann, braun, häßlich und von den Pocken stark gezeichnet, näherte sich jetzt deklamirend, beide Hände in den Taschen seines Oberrocks und mit den Augen rollend, wie einer, der auf Verrath sinnt. Der Tenor begrüßte ihn mit

einem Kopfnicken, der Andere antwortete ihm darauf, mit einer hohlen Stimme brummend:

„Ach, Ungewißheit ist die größte Folterpein!

Des Wartens Stunde scheint unendlich uns zu sein!“

„Herrlich!“ . . . sagte der Tenor. „Du kommst aus Lyon?“

„Ja.“

„Wie ist Dir dort ergangen?“

„Ich wurde gekrönt!“

„Du hast eine Krone erhalten?“

„So oft ich spielte, wurde ich gekrönt.“

„Wie ich in Bordeaux . . . hum . . . hum! . . . und hast Du auch in Chalons Vorstellungen gegeben?“

„Drei hinter einander . . . das heißt, drei Stücke an einem Abend.“

„Mit Erfolg?“

„Gekrönt!“

„Nest, es scheint, daß die Tragödie dieses Jahr in der Provinz in Aufnahme gekommen ist. Man hatte mir aber doch gesagt, daß nichts mehr anziehe, als die komische Oper und das Vaudeville.“

„Ah! ja! sie machen keinen Sou mit ihrer komischen Oper.“

„Weil sie keinen guten Tenor haben.“

„Das ist möglich! Ich suche den Direktor von Douai . . . das heißt, seinen Regisseur, der sich in Paris befindet, und mich durchaus haben will.“

„Wenn er Dich durchaus haben will, so scheint es mir, daß er Dich auffuchen sollte.“

„Ich sage Dir ja auch, daß er mich gebeten hat, ihn hier zu erwarten . . .

Für wen die Schlangen, die ob meinem Haupte zischen!“ . . .

„Hast Du schon in Douai gespielt?“

„Ja freilich! deshalb brennen sie auch vor Begierde, mich dort wiederzusehen . . . Ich habe den Hamlet gespielt, den Nero, Agamemnon . . . den Menschenfeind . . . Antony . . . dreißig Jahre. — Ah! dort lieben sie das Drama . . . das heißt, sie verschlingen es . . . sie suchten mich in meiner Loge auf . . . sie trugen mich im Triumphe davon! . . . ich wurde alle Tage gekrönt . . .“

„Hum! hum! . . . meine Gurgel ist so trocken, wie ein Kry stall!“

„Wollen Sie vielleicht ein Glas Bier von mir annehmen?“ sagte Jenneval, indem er sich einem Tische näherte.

Der edle Sperrvater schien über diesen Vorschlag eben so gerührt als entzückt; er verbeugte sich und erwiderte: „Mit dem größten Vergnügen.“

Der Tragöde folgte diesen Herren, indem er rief: „Meiner Treue, ja, ein Glas Bier wird nichts schaden.“

Man setzte sich an einen Tisch. Es saßen viele Beschäftigte an demselben; man spielte aber meist nur Domino; sogleich richteten sich alle Blicke nach dem Orte, wo eine Flasche entpfropft wurde.

Jenneval hatte drei Gläser verlangt, und war eben im Begriff, den beiden Künstlern einzugießen,

als der Leichtvogel herbeilief, sich eines Stuhles bemächtigte und sich mit dem Ausrufe an den Tisch setzte: „Halt! Ihr trinkt Bier . . . Ah! gut, ich bin auch dabei! Ein Glas, Kellner!“

„Der Herr hat uns die Ehre erwiesen, uns einzuladen,“ sagte der Tragöde, indem er dem neu Hinzugekommenen einen strengen Blick zuwarf.

„Und was thut das?“ sprach der Doktor, „der Herr wird uns nicht zuviel sein. Kellner, noch ein Glas und Bier.“

Der Leichtfuß ließ sich nicht bitten, er griff nach dem Glase und sang:

„Je närrisch r man ist, je mehr man lacht!
Je närrischer man ist . . .“

„Lassen Sie es nicht schäumen, wenn ich bitten darf.“

„Herrliches Bier!“ sagte der Tenor.

„Ich werde noch besseres in Douai trinken!“ sagte der Tragöde.

„Ah! Du gehst nach Douai, Du?“ begann der Leichtfuß. „Ah! ah! dort habe ich eine komische Geschichte erlebt. Ich war etwas auf dem Trocknen . . . ich hatte meine Bage im Voraus verzehrt . . . ich erinnere mich, daß ich eben einen Marquis zu spielen hatte; ich war gezwungen, die kleinen Vorhänge von meinem Fenster zu nehmen, um mir eine Halsbinde und ein Taschentuch daraus zu machen; hal ha! wie haben wir darüber gelacht! wir haben wir gelacht!“

„Meine Herren,“ sagte der Doktor, „Sie sind alle drei Künstler und durch ihre Talente sehr bekannt, wie ich höre.“

Die Herren verbeugten sich; der Tenor hustete stärker.

„Wohlan!“ fuhr Jenneval fort, „Sie könnten mir vielleicht einen großen Dienst erweisen.“

„Alles, was Sie wünschen,“ erwiderte der Bonvivant und fügte, sich auf seine Tasche klopfend, hinzu: „nur darf es sich nicht um Geld handeln.“

„Oh! davon ist durchaus nicht die Rede,“ sagte Jenneval lachend.

„Ich scherzte auch nur.“

„Uebrigens mußt Du auch nicht leer sein, da Du fünfhundert Franken vorausbekommen hast,“ sagte der Tenor zum Leichtfuß.

„Ich habe sie meiner Frau zu ihrer Niederkunft gegeben.“

„Deiner Frau! Du hast ja erst vor drei Monaten ein Kind gehabt.“

„Gleichviel! wenn sie jetzt wieder eines bekommen will, geht das Dich etwas an?“

„Still doch, meine Herren, ihr verhindert ja den Herrrn zu sprechen.“

„Wir hören Sie, mein Herr.“

Der Doktor fuhr fort: „Ein junger Mann, der Sohn einer Dame, die mich interessirt, wurde von der schönen Leidenschaft für das Theater ergriffen; seine Eltern gehören dem Handelsstande an und sie

wünschen, den Sohn ihr Geschäft fortführen zu sehen. Wenn übrigens dieser junge Mann Anlagen für das Theater hätte, so würde ich ihnen gerathen haben, ihn eine Laufbahn verfolgen zu lassen, welche so viel Anziehendes darbietet. Aber, weit entfernt davon, glaube ich, daß der, von welchem ich mit Ihnen spreche, immer nur einen sehr schlechten Schauspieler abgeben wird; und denken Sie in diesem Falle nicht wie ich, daß er besser thun würde, dem Theater zu entsagen."

„Oh! ja, ohne Zweifel, mein Herr.“

„Der arme Bursche, wenn er nur wüßte, wie es auf solch einem Provinzialtheater geht!“

„Welche Galeere!“

„Die Biertheile unserer Zeit bekommen wir nichts bezahlt!“

„Anstrengungen, Kränkungen, Ungerechtigkeiten, dabei nichts zu heißen und nichts zu nagen . . . das ist, was auf ihn wartet!“

„Ah! mein Herr, wenn Sie irgend eine Gewalt über ihn haben, halten Sie ihn davon ab, sich zum Theater zu begeben.“

Jenneval betrachtete mit Erstaunen diese drei Männer, welche wenige Augenblicke vorher nur von ihren Erfolgen, von ihren Triumphen gesprochen hatten, und die Alle jetzt so einstimmig darin übereinkamen, ihn aufzufordern, einen Fremden von ihrer Laufbahn zurückzuhalten; er dachte sich dabei, daß die Schauspieler fast immer auch im gewöhnlichen Leben die Gewohnheit beibehalten, Komödie zu spie-

len, daß es aber auch Momente gebe, in denen sie sprechen, wie sie denken, und aufhören, Komödianten zu sein.

„Und was hat Ihr junger Mann gethan?“ fragte der Tragöde.

„Was er gethan hat? Oh! mein Gott! er hat seine Eltern verlassen; es sind jetzt acht Tage, indem er ihnen sagte, daß er sich für die Provinz engagiren ließe.“

„Oh! . . . Oh! . . . ein Geniestreich . . . nach meiner Art,“ sagte der Leichtfuß, „aber ich, ich war von meinem Beruf durchdrungen.“

„Und welches Fach wählt er?“

„Oh! ich glaube, er wird Alles spielen, was man nur von ihm verlangt . . . doch da er ein hübscher Bursche und noch nicht zwanzig Jahr alt ist, so wird man ihn ohne Zweifel zum Liebhaber machen.“

„Oder einen Rothschwanz,“ sagte der Tenor, „darunter verstehen wir einen schlauen Bedienten. Wenn er noch Stimme hätte! hum! hum!“

„Die hat er durchaus nicht.“

„Sich zum Theater begeben, ohne Stimme!“

„Diese jungen Leute sind erstaunlich kühn; sie verzweifeln an nichts . . . er ist im Stande, sich für die große Oper engagiren zu lassen!“

„Das ist leicht möglich. — Und für welche Stadt hat er ein Engagement angenommen?“

„Das ist es gerade, was ich nicht weiß.“

„Wie heißt er?“

„Julius . . . Galet. Doch hat er ohne Zweifel einen Theaternamen angenommen.“

„Sein Signalement?“

„Noch nicht zwanzig Jahre alt, blond, groß, rothe Gesichtsfarbe, ein hübscher Bursche, aber ein wenig schwächlich.“

„Warten Sie, wir wollen Erkundigungen über ihn einziehen; da ist gerade der zweite Merkur, der alle Neuigkeiten weiß . . . er läuft immer bei den Theateragenten herum . . . Holah! he! dicker Liebesbote.“

Der Künstler, den seine Kameraden den dicken Liebesboten nannten, war ein sehr starkbelebter Mann, welcher wohl seine fünfzig Jahre zählte, der aber noch immer ein hübscher Mann war, sich mit aller Koketterie bewegte und außerordentlich in seine Kleider eingezwängt war; sein Accent deutete auf ein Kind von der Garonne. Er näherte sich lächelnd, ließ zweiunddreißig sehr weiße Zähne sehen und jodelte, indem er auf den Fersen balancirte:

„Wenn man seines Liebchens harret,
Wie die Zeit da einen narret.“

„Guten Tag, meine Kinder . . . Mein Herr, ich habe die Ehre . . . halt, Du hier, Tragöde . . . ich glaubte Dich in Lyon.“

„Gefrönt!“ murmelte der kleine, hagere und braune Mann, indem er sein Bier hinuntergoß.

„Wie ich in Toulouse . . .“

O Richard! o mein König!

„Doch, was willst Du von Kronen sagen? Ich habe alle Taschen voll davon.“

Und der dicke Liebesbote zog ein Päckchen mit Laubblättern hervor, von denen einige auf den Kopf des Tenoristen niederflatterten.

„Nun sind sie erst am rechten Platze . . . Alterchen! . . .“

„Hum! hum! Danke, dicker Liebesbote . . .“

„Wir haben Dich um eine Auskunft zu bitten,“ sagte der Bonvivant.

„Eine Auskunft . . . spricht, ihr seht, ich weiß Alles . . . ich . . . Ihr trinkt Bier?“

„Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mein Herr, ein Glas davon anzunehmen?“ sagte Jenneval und begrüßte den dicken Liebesgott mit freundlicher Miene.

„Ein Glas, Sie sind sehr gütig . . . indeß würde mir etwas Anderes lieber sein . . . das Bier ist für meinen Schlund zu kalt.“

„Kellner, eine Bowle Punsch!“ rief sogleich der Doktor.

Hierauf rannte der dicke Liebesgott an den Tisch und es fehlte nicht viel, so hätte er den Bonvivant und den Tenor umgeworfen. Aber das Verlangen einer Bowle Punsch hatte in dem Kaffeehause eine allgemeine Bewegung hervorgebracht; der Kellner fürchtete falsch gehört zu haben, und ließ es sich dreimal vom Doktor wiederholen, er sah ganz verwundert darüber aus, daß man von ihm eine Bowle auf einmal forderte, und er lief in das Comptoir,

um diese wichtige Neuigkeit seiner Herrin anzuzeigen.

Indeß hatte man den zuletzt Angelangten befragt, ob er etwas über Julius wüßte. Nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte, schlug sich der dicke Liebesgott an die Stirn, indem er ausrief: „Die kleine Dugazon von Limoges hat mir von einem niedlichen Liebhaber erzählt, den sie, ich weiß nicht mehr in welchem Bureau, für dramatische Geschäfte gesehen hatte . . . Warten Sie, wir können sie fragen . . . Wollen Sie, daß ich sie kommen lasse?“

„Sehr gern,“ sagte Jenneval, der entschlossen war, eine ganze Truppe zu bewirthen, wenn ihm dies dazu diene, Julius auf die Spur zu kommen.

„He! he! ho! ho! . . . Mimi . . . he! he! . . . Mimie . . . ho! ho! . . .“

Diese Ausrufe machte der dicke Götterbote in Rouladen und eine junge, ziemlich hübsche Frau, deren Toilette sich aber in der größten Verwirrung befand, lief aus dem Hintergrunde des Salons herbei, indem sie eine ungeheure Brädel verspeiste, und sagte zu dem Künstler aus dem Süden mit einer Altstimme: „Nun denn! was hat mich denn das Thier da in einem fort zu rufen? Willst Du den Eider für mich bezahlen? bezahlst Du den Eider?“ . . .

„Der Herr bietet Ihnen ein Glas Punsch an . . . das, glaube ich, Sirene, wiegt doch Ihren Eider auf.

Als eine Lust war auch für mich . . .

Dran denke ich, dran denke ich!“

In diesem Augenblicke brachte man die Bowle Punsch, deren bläuliche Flamme einen sehr lieblichen Anstrich über alle Anwesende ergoß. Die Dugazon ließ sich nicht lange bitten; sie setzte sich, und Jenneval sagte zu dem Kellner: Noch ein Glas.

„Wo wirst Du dieses Jahr hingehen, Mimi?“ fragte der Bonvivant die junge Frau, die eben herzugekommen war.

„Wo ich hingehen werde? . . . ich weiß es nicht . . . ich gehe spazieren . . . ich bewege mich in der freien Luft . . . alle Direktoren reißen sich um mich! Der Eine bietet mir ein Engagement an als erste Liebhaberin, unter der Bedingung, daß ich auch im Chore mitfingen, wenn es nöthig ist . . . und daß ich auch in den Divertissements mittanzen solle. Ich aber sagte: Danke! Sie sollten mich auch noch vor dem Eingange auf die Kasse schlagen und ausrufen lassen: „„Treten Sie ein! Treten Sie ein, meine Herrn und Damen! . . . Versetzt Euch mit Billeten, man wird gleich anfangen! . . . Brrrr . . . versetzt Euch mit Billets!““

Alle Künstler fingen an zu lachen und der Doktor konnte sich nicht enthalten, mit einzustimmen, weil die Dugazon ihre Erzählung damit schloß, daß sie auf eine ganz originelle Weise die Mienen und die Sprache eines Marktschreiers nachmachte. Hierauf goß sie ihr Glas Punsch in einem Zuge hinunter und rief dann aus: „Ah! wie heiß ist das! . . . Gleichviel, ich will noch mehr davon . . . das wird meine Heiserkeit kuriren! . . .“

Während Jenneval Punsch einschenkte, blieb eine Frau von fünfzig Jahren, bedeckt mit rother Schminke und Schönplästerchen, welche mit Affektation sehr schnell sprach und ging, um dadurch zu zeigen, daß sie Soubretten und Charakterrollen spiele, bei dem Tische stehen und sagte mit halber Stimme zu dem Tragöden: „Pest! . . . welche Schwelgerei! . . . Ist der Mann, der da bei Euch ist, nicht der Direktor von Perou?“

Der Tragöde, der schon halb und halb durch den Punsch, den er wieder seine Gewohnheit getrunken hatte, berauscht war, erhob den Kopf und brummte: „Gekrönt!“

„Was soll denn das gekrönt heißen . . . Du glaubst wohl, daß ich mit Dir von dem Gaul spreche, der uns vierzehn Personen in einem Bretterwagen von Moulins hergebracht hat? Ah! der war wirklich kurios gekrönt, der arme Press-den-Tod, der hätte vortrefflich zur Nozinante gepaßt.“

Während dieses Gesprächs hatte man die Dugazon um den jungen Menschen befragt, den sie ein Engagement hatte unterzeichnen sehen, die Dugazon hörte scharf auf und reichte ihr Glas hin mit den Worten: „Warten Sie, noch ein wenig Punsch . . . ich muß mich erst besinnen . . . gießen Sie immer ein . . . Ein schmachsender Blondin . . . nicht sehr stark . . . Uebrigens sehr gewandt . . . man sollte noch ein wenig Lebenswasser hineingießen . . . Ah! ich hab's, er ist nach Moulins engagirt.“

„Nach Moulins? . . . Sie glauben?“

„Ich weiß es gewiß, er soll die jugendlichen Liebhaber jeder Gattung spielen . . . und zur Noth auch die edlen Väter . . .“

„Unter welchem Namen hat er sich unterzeichnet? Hat er sich nicht Julius Ga . . . Gale . . . Gaga . . . Galet genannt?“

„Ja, Gallet oder Galette. Man fragte ihn, ob er einen Theaternamen annehmen wollte und er unterzeichnete: Julius Galette genannt Florival.“

„O! das ist schön; und nach Moulins also . . . ist er schon abgereist?“

„Ich weiß es nicht gewiß . . . doch ich glaube, er wird erst morgen abreisen . . . Sie werden es in der Diligencenanstalt erfahren können . . . er wird wohl den Wagen von Laffitte und Caillard nehmen.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Madame; meine Herrn, ich bin entzückt über das Vergnügen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

„Wir ebenfalls, mein Herr.“

Bier Hände streckten sich aus, um die des Doctors zu fassen, der sie auch alle herzlich drückte; hierauf bezahlte er seine Zechen und ging aus dem Kaffeehause, begleitet von den Verbeugungen des Kellners und den Liebesblicken der Dugazon und der Soubrette.

„Nach Moulins,“ sagte der Doktor bei sich, seinen Weg nach dem Bureau der Wagen einschlagend; „für diese Stadt also ist Julius engagirt; aber er ist noch nicht dorthin gereist; ich will ihm

aufpassen, will mit ihm sprechen, es versuchen, ihn von seiner Theaterwuth zu heilen; ich will den Agenten sprechen, ihm das Honorar für das Engagement bezahlen und diesen jungen Mann seiner Mutter zurückbringen. Dann werde ich mich nur noch nach Fräulein Agathe Grillon umsehen dürfen, bei der es mich vielleicht größere Mühe kosten wird, sie zurückzubringen, oder sie an der Flucht zu verhindern."

Der Doktor war indeß in dem Hofe der Miethswagen angekommen; es war schon finster, aber die Laternen, welche in regelmäßigen Zwischenräumen dort angebracht sind, machen es möglich, die Reisenden zu unterscheiden.

Während er die Wagen nach Moulins suchte, wurde er von mehren Reisenden beider Geschlechter umringt, welche eben ausgestiegen, sich wieder zu erkennen, sich zurecht zu finden suchten.

Ein Herr, der über seinen Rock einen Spencer, über den Spencer einen Schlafrock und über den Schlafrock einen Mantel, und auf dem Kopfe ein Netz, eine seidene Mütze und einen Hut trug, warf sich über die Mantelsäcke, Koffer und Pakete, indem er rief: „Sehr gut... Niemand erwartet mich... Niemand ist da, um mich bei meinem Aussteigen aus dem Wagen zu empfangen?... Wie allerliebft!... Da habe Einer eine Frau, eine Kammerfrau und eine Schwester!... Ich hätte fast Lust wieder nach Lyon zurückzureisen... Und ich bin noch so gut, eine ungeheure Bratwurst mitzu-

bringen, wofür meine Frau mit Leib und Seele eingenommen ist, und Kastanien für meine Schwester."

"Wo ist die Rue de Révolé?" fragte ein großer Reisender, an dessen Accent man den Engländer erkannte.

"Welches ist der beste und billigste Gasthof?" fragte ein junger Mann, sich an einen Commissiönären wendend.

"Ich wünschte in dem Hotel in der Rue de Révolé einzukehren, wo alle fashionablen Engländer hinkommen."

"Einen Fiaker, wenn Sie die Güte haben wollen; verschaffen Sie uns einen Fiaker!" sagten zwei Damen, die in großen Hüten mit grünen Schleiern steckten.

"Ich will mich sofort nach dem Palais-Royal begeben," sagte ein kleiner Mann, über die Pakete hinweg stolpernd, und indem er sich umsah, als hoffte er in dem Diligencenhofe ein Palais-Royal zu finden.

Der Doktor machte sich endlich Luft durch dieses Gedränge; er erkundigte sich, er fragte nach dem Wagen, der nach Moulins ginge. Man antwortete ihm, daß er seit einer Stunde abgegangen wäre; er ließ sich die Liste der Reisenden geben, die sich darauf befanden, und sah auf dieser Liste: Julius Galet, genannt Florival.

"Ich bin zu spät gekommen," sagte Jenneval zu sich, "er ist abgereist... ich kann ihm nicht bis nach Moulins nachlaufen. Uebrigens würde er dort

nicht mehr auf mich hören; er würde sein Engagement nicht brechen wollen... So mag er denn spielen... mag er Schauspieler sein... Wenn er aber kein Talent hat, so mögen sie ihn auch hinlänglich auspfeifen, damit er recht bald zu seiner Mutter zurückkehre."

Und der Doktor verließ den Hof der Diligencen, als er plötzlich mit der Nase auf einen kleinen Mann stieß, den er an seinen hüpfenden Bewegungen sogleich für seinen Freund Badevant erkannte.

"Ah! Sie sind es, Doktor?"

"Ja, ich selbst."

"Aber was machen Sie denn in diesem Hofe?..."

"Sie scheinen mir zu lachen."

"Ja, so ist's. O! das ist drollig. Ich freue mich unendlich, daß ich Sie zufällig erblickt habe... O! das ist göttlich, hi! hi!"

"Können Sie mir nicht den Grund Ihrer Freude mittheilen?"

"Das ist leicht... und ich wette, daß Sie mit mir lachen, sobald Sie es erfahren haben. So mögen Sie denn wissen, daß ich hieher gekommen bin, um meine Cousinen Devaur nach der Diligence zu geleiten. Sie wissen... Clientinnen."

"Wie! sie verlassen Paris?"

"Auf einige Zeit... Man hat der Madame Devaur geschrieben, es lebten zu Coulomniers zwei heirathsfähige junge Leute, die ganz für ihre Töchter paßten. Sogleich sagte meine Cousine: Wohlan, wir wollen einen Absteher nach Coulomniers

machen . . . wir haben Verwandte dort; meine Töchter werden ihre Talente, ihre Reize entwickeln . . . und es ist wahrscheinlich, daß sie von dort als Frauen zurückkehren werden."

"Ich glaubte, sie sollten sich in Paris verheirathen . . ."

"Ah! ja . . . es gab Unterhandlungen, Vorschläge von Seiten eines gewissen Herrn Delaberge . . . eines jungen Stuzers; aber ich habe das Alles gelöst, ich! . . . Ich habe Erkundigungen eingezogen und erfahren, dieser Delaberge sei ein erbärmlicher Wicht! . . . Er hätte meine Cousinen unglücklich gemacht. Ich ging zu ihm und sagte: Mein Herr, ich verbiete Ihnen an meine Cousinen nur noch zu denken."

"Sollte er sie denn alle Beide heirathen?"

"Nein, aber er schwankte unentschlossen hin und her . . . O! was ist dieser Delaberge für ein abschaulicher junger Mann . . . ein kleiner Unverschämter . . . denn er hat versuchen wollen, einen Ton gegen mich anzunehmen! aber ich habe ihm meine Meinung gesagt! . . . Ich glaube nicht, daß er Lust haben wird, mich wieder zu sehen. Außerdem geschieht es auch, um meine jungen Cousinen ein wenig zu zerstreuen, daß die Mutter sie nach Colonniers fahren läßt. Doch ich komme zu dem, worüber ich lachen mußte. Nachdem ich meine Cousinen in den Wagen gebracht hatte, streifte ich ein wenig im Hofe umher . . . Ich beobachtete . . . Sie wissen, ich bin ein scharfer Beobachter . . . Ich er-

blicke einen Wagen, der eben abfahren soll . . . ich weiß nicht mehr, wohin! Das ist gleich; ich näherte mich, um mir die Reisenden zu betrachten; da bemerkte ich in einem Winkel, auf einer Bank, eine Dame, welche an einen Herrn gedrängt saß; sie waren ganz nahe aneinander, die junge Frau schien sich verbergen zu wollen, sie wendete das Gesicht weg, wenn Jemand vorbeiging. Ich versteckte mich hinter einen Wagen und prüfte mein junges Paar genauer. Denken Sie sich mein Erstaunen! ich erkannte Fräulein Agathe Grillon. Ah! aber Sie kennen Sie nicht, Sie . . .“

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, im Gegentheil ich kenne Sie sehr genau.“

„Alsdann werden Sie mit mir lachen.“

„Und der junge Mann?“

„Der junge Mann? Meiner Treu, ich weiß seinen Namen nicht mehr; aber ich kann mich sehr wohl daran erinnern, daß ich ihn bei Madame Grillon gesehen habe an dem Tage, an welchem meine Cousine Devaur mich dort vorstellte. Es ist ein schöner Mann, ein Stutzer.“

„Nun gut! wo sind sie hin?“

„Wo sie hin sind? O! schon weit fort, sie stiegen in einen Wagen, wo nur noch zwei Plätze waren, der Kutscher griff zur Peitsche, und fort waren sie. Es hatte ganz die Art einer Entführung.“

„Und Sie haben sie abreisen lassen?“

„Warum nicht? Ich bin weder ihre Mutter, noch ihre Tante, ich hatte keinen Auftrag, mich der

Abreise dieses jungen Paares zu widersehen. Aber ich lachte! o! ich lachte gewaltig! Es ärgert mich allein, daß sie und meine Cousinen nicht in einen Wagen kamen: das wäre noch drolliger gewesen."

"Doch in welchem Wagen sind sie abgereist?"

"In welchem Wagen? Ach! ich habe diesen Abend so viele ankommen und abgehen sehen, daß ich nicht mehr weiß, in welchem sie gefessen haben."

Jenneval ging ins Bureau; er erkundigte sich nach Herrn Adalgis, nach Fräulein Agathe; aber kein Beamter hatte diesen Namen verzeichnet, welche die Flüchtlinge ohne Zweifel bei ihrer Abreise mit andern vertauscht hatten.

"Es sei," sagte der Doktor bei sich, "mag Fräulein Agathe ein wenig mit Herrn Adalgis reisen. Ich glaube, daß es schon zu spät ist, sie zurückzuhalten. Sobald sie kein Geld mehr haben, werden sie schon von selbst zurückkehren. Ich habe gethan, was ich konnte, nur waren meine Bemühungen vergeblich. Ich will zu Guerreville zurückkehren, und vielleicht bin ich mit ihm glücklicher."

Jenneval verließ hierauf den Hof der Dilligencen, wo er Badevant zurückließ, der sich wieder hinter einen Wagen versteckte, um ein Paar zu beobachten.

Drittes Kapitel.

Die Ceremonie.

Jenneval theilte Guerreville das mit, was er gethan hatte, und die Erfolge seiner Nachsuchungen über die beiden jungen Leute, Julius und Agathe, und endigte seine Erzählung, indem er sagte: „Ist es nöthig, nach Moulins zu reisen, und den Sohn der Madame Galet zurückzubringen? Soll man Boten, Couriere nach allen Straßen ausschicken, um es zu versuchen, Agathens und ihres Liebhabers habhaft zu werden? was denken Sie davon, mein Freund?“

Guerreville stieß einen tiefen Seufzer aus und flotterte: „Ich weiß nicht . . . ich sehe nicht, wie man könnte . . . sie wollten ihre Eltern verlassen: dieser Julius träumt nur vom Theater, und diese junge Agathe verläßt in ihrem Leichtsinne ihre Mutter, ohne eine Thräne zu vergießen. Ach! solchen Menschen braucht man nicht nachzulaufen.“

„Und Sie,“ sagte der Doktor, indem er sich neben seinen Freund niedersezte, „haben Sie auch noch nichts erfahren? sind Sie diesem Daubray noch nicht begegnet?“

„Nichts, immer nichts! ich weiß nicht, welcher Dämon diesen Mann beschützt und ihn meiner Rache entzieht. Ich gehe, ich laufe, ich erkundige mich; ich durchlaufe täglich alle Promenaden, bisweilen sogar einen Theil der Umgegend von Paris; doch

Alles vergeblich! Dieser Daubray ist unsichtbar, unauffindbar für mich."

"Es ist ganz unbegreiflich!"

Guerreville und sein Freund waren in ihre Betrachtungen vertieft. Beide saßen vor dem Kamin, sie sprachen nicht mehr miteinander, aber derselbe Gedanke beschäftigte sie.

Es war schon neun Uhr vorüber, und der Doctor wollte eben seinen Freund verlassen, der, von der Anstrengung des Tages ermüdet, der Ruhe bedürftig zu sein schien, als man klingelte.

"Wer kann mich noch so spät besuchen wollen? mich, der ich Niemand erwarte, zu dem fast kein anderer Mensch kommt als Sie?"

"Vielleicht diese Frau Armand," sagte Jenneval, "die irgend etwas Neues erfahren haben mag."

"Ach! wenn es möglich wäre!"

Und Guerreville wartete ängstlich auf das Öffnen der Thüre. Endlich erschien Georg.

"Mein Herr, es ist ein Mann da, ein Auvergnate, welcher sagt, der Herr kenne ihn, und der Sie zu sprechen wünscht."

"Ein Auvergnate? Ah! Jerome, ohne Zweifel."

"Ja, Jerome, das ist gerade der Name, den er mir nannte"

"Laß ihn eintreten. Armer Jerome," sprach Guerreville, "ich hatte ihn gänzlich vergessen, sowie seine Tochter. Ach! ich bin sehr erfreut, ihn wiederzusehen."

Der Wasserträger trat in die Thür des Salons und schien es nicht zu wagen, weiter zu gehen; er

hielt den Hut in der Hand und verbeugte sich fast bis zur Erde, indem er stotterte: „Verzeihung, Entschuldigung, mein Herr, wenn ich mir erlaubte . . . ich bitte Sie sehr um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit genommen, Sie zu besuchen.“

„Treten Sie näher, treten Sie näher, mein lieber Jerome, Ihr Besuch macht mir Vergnügen, ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Nun, kommen Sie, treten Sie doch näher. Setzen Sie sich zu uns; dieser Herr ist mein Freund; mein zweites Ich; seine Gegenwart darf Ihnen durchaus keinen Zwang aufzuerlegen.“

Jerome verbeugte sich bald vor Guerreville, bald vor dem Doktor, und als er in die Mitte des Saales getreten war, wollte er sich durchaus nicht niedersetzen. Nur auf Guerreville's dringende Aufforderung entschloß er sich endlich, sich auf den Rand eines Stuhles zu setzen.

„Was führt Sie zu mir, Jerome?“ fragte Guerreville, indem er mit seinem Stuhle dem Ausvergnaven näher rückte, der nicht aus der Mitte des Saales wich. „Kommen Sie nur, um mich zu besuchen, so schlage ich das sehr hoch an und danke Ihnen dafür; wenn Sie aber etwas verlangen, so sprechen Sie, es wird mich freuen, Ihnen nützlich sein zu können.“

„O! mein Gott! mein Herr, Sie sind zu gütig!“ erwiderte Jerome, indem er den Hut auf seinen Knien herumdrehte. „Wahrhaftig, weil Sie immer so freundlich gegen mich waren, habe ich

Sie auch heute aufgesucht. Schon seit einigen Tagen wollte ich Sie immer um Rath fragen, aber ich bin nicht dazu gekommen. Sie haben mir Ihre Adresse gegeben und ich habe sie nicht vergessen."

"Nun gut, mein Freund, erzählen Sie mir, was Sie herführt?"

"Es geschieht, um meiner Kleinen willen, meiner Zinzinette. Erinnern sich der Herr noch meiner Kleinen Zizine?"

"Ja, Ihre Tochter! . . . Ein Kind, das Ihnen auf der Stelle Interesse einflößen würde, Doktor; ein kleines Wesen, so sanft, und schon so vernünftig, Ich erinnere mich, Jerome, daß sie reiche Beschützerinnen gefunden hat . . . ich hätte selbst Erkundigungen einziehen sollen. Ach! ich bin so zerstreut, ich vergesse Alles, was ich versprochen habe."

"O! mein Herr, Sie haben an ganz andere Dinge zu denken; aber ich, der ich nur mit dem Glücke meiner Zinzinette beschäftigt bin, ich komme, Ihnen zu sagen, was mich beunruhigt. Es sind etliche Wochen her, da, zur Abendzeit, als ich ruhig meines Weges auf einer Straße hinging, hörte ich mich rufen, die Stimme kam aus einem Cabriolet und ich hatte sie gleich erkannt, es war die meiner Zizine. Ich laufe hinzu, ich erreiche das Pferd, ich halte es auf. Meine Kleine war in dem Wagen, mit einem schönen Bedienten, ganz mit Treffen besetzt. Man hat bei ihren Beschützerinnen erzählt, ich wäre krank, und das Kind bestand durchaus darauf, mich zu besuchen. Ich beruhigte sie

und brachte sie selbst zu Madame Dolbert. Indeß kam es mir sonderbar vor, daß man meine Kleine so allein fortgelassen hatte, mit diesem Betrefften. Ich sagte mir: sonst verließ sie Fräulein Stephanie keinen Augenblick, wie kommt es, daß sie sie an dem Abende nicht begleitet hat, da Zizine glaubte, ich wäre sehr krank? Das Alles ging mir im Kopfe herum. Ich dachte: vielleicht haben es die Damen schon überdrüssig, meine arme Kleine bei sich zu haben. Darauf ging ich vor einigen Tagen zu Madame Dolbert und fragte nach meiner Zinzinette. Das Kind lief herbei; oh sie umarmte mich noch immer mit so vieler Herzlichkeit wie früher, obgleich sie schöne Kleider hat; aber es kam mir vor, als hätte sie nicht mehr die zufriedene, heitere Miene wie gewöhnlich. Doch sie hat mich versichert, daß ihre Beschützerinnen sie noch immer liebten; aber im Gespräch hat sie mir mitgetheilt, daß Fräulein Stephanie, die Enkelin der Madame Dolbert, im Begriff stehe, sich zu verheirathen, und wie sie mir das so erzählte, ging der Zukünftige gerade an uns vorbei. Oh es ist ein schöner Herr, von einem feinen Wesen; er sieht aber nicht sehr liebenswürdig aus, und während er an uns vorüberging, warf er auf meine Zizine einen Blick, man hätte glauben sollen, er wäre in Wuth. Das Kind sagte zu ihm: „„Guten Tag, mein Herr!““ Er hat aber nichts darauf erwidert. Dies Alles hat mich zum Nachdenken gebracht. Ich fürchte für die Zukunft, ich fürchte, meine Kleine werde bei dem Herrn, der

das Fräulein Stephanie heirathen soll, nicht wohl aufgehoben sein . . . und wäre es dann nicht besser, wenn ich das Kind wieder zu mir nähme? Das beunruhigt mich seit einigen Tagen, und darum bin ich heute Abend hergekommen, mein Herr, um mir Ihren Rath einzuholen."

"Guter Jerome, Sie denken nur an Ihre Tochter . . . Ihre Gedanken sind nur darauf gerichtet . . . Ach, ich begreife das!"

"Und kennen Sie den Namen dieses Herrn, der Fräulein Dolbert heirathen soll?" sagte Jenneval, indem er sich an den Wasserträger wandte.

"Ja, mein Herr, meine Kleine hat ihn mir genannt; er heißt . . . nun . . . habe ich ihn denn wieder vergessen . . . Ah, er heißt Emil Delaberge. Ja, so ist's."

"Delaberge!" murmelte der Doktor, "der Name ist mir nicht unbekannt . . . Wer sprach mir doch neulich von ihm? . . . Ah! Badevant, da er mir von seinen Cousinen erzählte . . . Aber, wenn er mir die Wahrheit gesagt hat, so ist dieser Delaberge ein sehr erbärmlicher Mensch."

"Sehen Sie, meiner Treu, er sieht niemals freundlich aus; ich habe gedacht, daß wenn Herr Guerreville die Güte haben wollte, diese Damen zu besuchen, er sich unterrichten könnte. Denn was mich betrifft, so wüßte ich nicht, wie ich mich dabei benehmen sollte, den Damen zu sagen: „Wenn mein Kind Ihnen überläßig ist, so geben Sie es mir zurück.“"

"Ich verstehe Sie, Jerome. Nun gut, ich unter-

ziehe mich dieser Commission. Ich werde zu Madame Dolbert gehen . . . ich werde mich dort vorstellen, als käme ich in Ihrem Namen; ich werde erfahren, ob Ihre Tochter dort nicht mehr so geliebt wird, als sie geliebt zu werden verdient, und in diesem Falle werde ich Ihnen Ihr Kind wieder zuführen und wir werden gemeinschaftlich für ihre Zukunft sorgen.“

„O, mein Herr, wie vielen Dank schulde ich Ihnen . . . Ah, ich war es wohl überzeugt, daß ich Sie bereit finden würde. Wenn es sich darum handelt, Jemand einen Dienst zu erweisen, sind Sie immer da.“

„Wie lange ist es, daß Sie bei diesen Damen gewesen sind?“

„Das ist schon lange . . . zehn Tage.“

„Die junge Beschützerin Ihrer Tochter ist vielleicht schon verheirathet. Doch das wäre noch ein Grund mehr, um dessentwillen ich Ihnen Ihre Zizine zurückbrächte, wenn die Neuvermählten sie nun mit Kälte behandelten.“

„Und wann werden der Herr die Güte haben, zu Madame Dolbert zu gehen?“

„Morgen, Jerome, morgen im Laufe des Tages verspreche ich Ihnen von Ihrer Tochter Nachricht zu geben.“

„Ach, mein Herr, welche Güte! . . . Dann, wenn Sie es erlauben, werde ich morgen Abend wieder hieher kommen, um zu erfahren, was man Ihnen gesagt hat.“

„Ja, Jerome, kommen Sie morgen wieder und ich werde Ihnen von Ihrer Tochter Nachricht geben können.“

Der Wasserträger stand auf, grüßte Guerreville und den Doktor mehrmals und entfernte sich dann, indem er sich in Danksayungen vertiefte.

„Das ist ein guter Vater,“ sagte Guerreville, da der Auvergnate hinausgegangen war. „In der Hoffnung, seine Tochter würde glücklicher sein, beraubte er sich ihrer Gegenwart, ihrer Umarmungen; er dachte nicht: wenn sie im Reichthum leben, wenn sie andere Manieren annehmen wird, könnte sie mich vielleicht vergessen; er hat keinen andern Wunsch als den, sein Kind glücklich zu sehen. . . O, morgen werde ich zu den Leuten gehen, welche die Kleine zu sich genommen haben, und ich werde dort leicht erkennen, ob sie nur noch aus Mitleid Jerome's Kind bei sich behalten. In diesem Falle werde ich natürlich das Kind nicht bei ihnen lassen.“

„Ja, ja, Sie werden sehr wohl daran thun,“ sagte Jenneval. „Ich denke an Delaberge, von dem mir Badevant so viel Schlimmes gesagt hat; aber Badevant ist ein arger Lügner und ich verlasse mich nicht auf ihn.“

„Wenn sich Fräulein Dolbert verheirathet, wenn ihr zukünftiger Gemahl die Kinder nicht liebt. . . ja, dann, glaube ich, hat Jerome Recht, man muß seine kleine Zizine nicht bei Herrn Delaberge lassen. . . nennt sich der Bräutigam nicht so?“

„Ja, mein Freund.“

„Kurz, ich werde nachforschen, ich werde so verfahren, daß ich herausbekomme, ob das, was man Ihnen von diesem Manne gesagt hat, gegründet sei. Morgen werde ich es versuchen, Daubray und meine Tochter zu vergessen, um mich mit dem Kinde des Jerome zu beschäftigen. . . . Armer Jerome! Ach, er weiß nicht, welchen Beweis von Freundschaft ich ihm gebe. Aber seine kleine Zizine war so artig. . . . ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr sie mich gleich beim ersten Anblick für sich eingenommen hat.“

„Wissen Sie die Adresse von Madame Dolbert.“

„Ja, Jerome hat sie mir gegeben.“

„Morgen, nach dem Essen, besuche ich Sie. Ich bin neugierig, den Erfolg Ihres Besuches bei diesen Damen zu erfahren. Auf morgen, mein Freund.“

„Auf Wiedersehen, Doktor.“

Guerreville blieb allein. Bald bemächtigte sich die Erinnerung an seine Tochter und an deren Entführer von Neuem seines Geistes; er legte sich ins Bett und versuchte es, ein wenig Ruhe zu genießen; aber Daubray's Bild verfolgte ihn noch in seinen Träumen, die ganze Nacht wählte er sich in der Nähe des Verführers seiner Pauline, und er fragte denselben, was er mit seinem Kinde gemacht hätte.

Den folgenden Morgen, als er erwachte, fühlte sich Guerreville ermattet, krank, er setzte sich in seinen Lehnstuhl und stützte den Kopf in eine seiner Hände. Die Träume der Nacht verfolgten ihn noch; er glaubte Daubray und seine Tochter zu sehen;

seine Pauline ist unglücklich, sie weint, sie scheint das Mitleid ihres Vaters anzuflehen.

Die Erinnerung an Jerome war verwischt; Guerreville hatte den Wasserträger und das demselben gegebene Versprechen vergessen.

Der Mittag kam heran; Guerreville verließ nun seinen Lehnstuhl; er ging ans Fenster, er wollte sehen, ob ihm die freie Luft gut thun werde. Der erste Gegenstand, den er wahrnahm, als er seine Blicke nach der Straße richtete, war der Auvergnate, der zwei Eimer trug, indem er mit einer durchdringenden Stimme: Wasser! schrie.

Der Anblick dieses Mannes rief Guerreville augenblicklich Jerome und Alles, was er ihm versprochen hatte, ins Gedächtniß zurück. Er schlug sich an die Stirn, indem er ausrief: „Mein Gott! ich hatte ganz vergessen! . . . Mittag . . . es ist noch Zeit . . . Georg! Georg! gib mir Alles, was ich zum Ankleiden nöthig habe.“

Da er sein Gedächtniß wiedergefunden und sich erinnert hatte, was ihm zu thun oblag, schien Guerreville seine ganze geistige Kraft wiedergewonnen zu haben; er fühlte seine Schwäche, seine Ermattung nicht mehr, in einer Minute hatte er seine Toilette beendet. Solche Veränderungen sind bei reizbaren Leuten häufig.

Guerreville gelangte bald nach der ihm bezeichneten Wohnung. Mehre Wagen hielten vor der Thüre, er achtete wenig darauf und fragte den Portier nach Madame Dolbert.

„Madame Dolbert? Hier, mein Herr.“

„Ist sie zu Hause?“

„O, gewiß! mein Herr.“

„Und kann ich hinaufgehen?“

„Ohne Zweifel, mein Herr, wie Jedermann. Sie wohnt im zweiten Stock.“

In dem zweiten Stock angekommen, trat Guerreville in ein weites Vorzimmer, dessen Thür offen stand; ein Bedienter befand sich darin.

„Madame Dolbert?“ fragte Guerreville.

Der Diener öffnete ihm die Thür des Salons und sagte zu ihm: „Treten Sie gefälligst ein, mein Herr.“

Guerreville trat nun in einen sehr schönen Salon und war ganz erstaunt darüber, daselbst gegen dreißig Personen versammelt zu sehen. Die Damen waren geschmückt, die Herren, obgleich die meisten unter ihnen Stiefel trugen, hatten auch ein gewisses festliches Ansehen; verschiedene Gruppen hatten sich gebildet, man plauderte, man ging hin und her; beim Eintreten Guerreville's begnügte man sich, ihn zu begrüßen, dann setzte Jeder seine Unterhaltung weiter fort.

„Was soll das Alles heißen?“ dachte Guerreville, indem er seine Blicke umherschweifen ließ. „Hier geht etwas vor . . . sollte Hochzeit sein? . . . Ich glaube, ich habe meine Zeit sehr schlecht gewählt, um die kleine Zizine zu sprechen, und es wird das Beste sein, wenn ich mich wieder entferne.“

Guerreville näherte sich schon der Thür, als er in einem Winkel des Salons ein kleines, mit geschmackvoller Einfachheit gekleidetes Mädchen bemerkte, auf welches Niemand zu achten schien. An seinem niedlichen, bescheidenen und ernstern Wesen, an der Blässe seines Gesichtes, dessen Ausdruck noch wehmüthiger war als gewöhnlich, hatte Guerreville auf der Stelle Jerome's Tochter erkannt, und indem er sich alsbald an sie wandte, ergriff er ihre Hand und sagte zu ihr: „Du bist die kleine Zizine, nicht wahr?“

Das Kind betrachtete ihn, bald färbte eine lebhafteste Röthe ihr Gesicht, ihre Augen belebten sich und wurden feucht, während sie stotterte: „Ah, mein Herr! . . . Sie sind der gute Mann, der mir Geld für meinen Vater gegeben hat, als er krank war . . .“

„Du erkennst mich wieder, Liebes Kind!“

„O ja, mein Herr, ich erkenne Sie gut! ich weiß jetzt sogar Ihren Namen, denn mein Vater hat mir erzählt, daß er Ihnen begegnet wäre und daß Sie ihm erlaubt hätten, Sie zu besuchen.“

„Um Deinetwillen bin ich hiehergekommen, meine Kleine.“

„Um meinetwillen?“

„Ja, ich habe gestern Deinen Vater gesehen und er hat mir den Auftrag gegeben, mit Madame Dolbert zu sprechen . . . aber ich glaube, daß ich meine Zeit schlecht gewählt habe. Was geht denn hier vor, mein Kind?“

„Mein Herr, meine gute Freundin Stephanie steht im Begriff, sich zu verheirathen; man geht gleich nach der Mairie, deshalb sind so viele Leute hier versammelt. Stephanie ist noch bei ihrer Mutter; man wird wohl jetzt mit ihrer Toilette fertig sein.“

„Ich will mich entfernen, bevor diese Damen kommen, denn, in der That, ich wüßte nicht, was ich ihnen sagen sollte.“

„Oh! bleiben Sie doch noch ein wenig, um meine gute Stephanie zu sehen . . . Sie ist so schön im Brautstaate.“

„Ich bezweifle es nicht, mein Kind, aber ich muß fortgehen, denn meine Gegenwart bei diesen Damen, die mich noch niemals gesehen haben, würde als sehr sonderbar erscheinen . . . In einigen Tagen komme ich wieder. Adieu.“

Guerreville drückte dem kleinen Mädchen die Hand, welches versuchte, ihn noch zurückzuhalten und lenkte seine Schritte nach der Thür, als eine große Bewegung in dem Salon entstand.

„Ah! da ist der Bräutigam! da ist der Bräutigam!“ wiederholte man von allen Seiten, und in demselben Augenblicke trat Emil Delaberge in den Salon.

Guerreville, dessen Blicke nach der Thür gerichtet waren, bemerkte ihn mit unter den ersten. Da ging eine plötzliche Verwandlung in allen seinen Zügen vor; da wurden seine Augen starr, seine Füße versagten ihm den Dienst, seine Fäuste ballten sich krampfhaft zusammen und er brachte mit erstickter

Stimme die einzelnen Laute hervor: „Das ist er! das ist Daubray!“

Emil hatte indeß Guerreville noch nicht sehen können, der hinter vielen Personen versteckt stand. Jener schritt mit freundlicher Miene durch den Salon, indem er den Damen zulächelte, den Männern die Hand drückte und auf die Glückwünsche, die an ihn gerichtet wurden, antwortete.

Fast in demselben Augenblicke trat Stephanie mit ihrer Großmutter durch eine Thür im Hintergrunde ein. Emil beeilte sich, diesen Damen entgegenzugehen.

Stephanie, deren Toilette auf das Geschmackvollste angeordnet war, schien noch schöner zu sein; eine ungewöhnliche Blässe, die sich über ihr Gesicht verbreitet hatte, gab ihrer Physiognomie einen Ausdruck, einen unbeschreiblichen Reiz; sie lächelte, indem sie ihre Blicke zu Emil erhob, der eine ihrer Hände ergriff und sie an seine Lippen preßte.

„Wir haben uns verspätet,“ sagte Madame Dolbert, „aber ich wünschte, meine Stephanie sollte hübsch aussehen und am Hochzeitstage ist es wohl erlaubt, ein wenig Eitelkeit zu besitzen. Wenn Sie meiner Ansicht sind, meine Herren und Damen, so wollen wir uns aber jetzt auf den Weg machen.“

Alles stimmte in diesen Vorschlag ein; ein allgemeiner Aufstand entstand in dem Salon. Emil hatte Stephanie seinen Arm geboten; er war eben im Begriff, sie fortzuführen, und alle Uebrigen wollten ihm folgen. Aber ein Mann hatte sich vor die

Thüre des Salons gestellt; anstatt sich in Reihe und Glied zu begeben wie die Andern, und den Brautleuten Platz zu machen, blieb dieser Mann unbeweglich und versperrte ihnen den Ausgang; dann streckte er Emil, auf den er wüthende Blicke schleuderte, seinen Arm entgegen und schrie mit donnern-der Stimme: „Wohin wollen Sie, mein Herr?“

Diese Unterbrechung und der Ton, in welchem die letzten Worte ausgesprochen wurden, brachten eine lebhafte Bewegung in der ganzen Gesellschaft hervor; Alle hielten ihre Schritte zurück und richteten ihre Blicke wechselseitig auf Guerreville und auf den Bräutigam; dieser Letztere, der Anfangs nur zu erstaunen schien, war plötzlich blaß geworden und zitterte, da er die Züge des Mannes, der ihm den Ausgang versperrte, genauer betrachtete.

Stephanie betrachtete bewegt und unruhig denjenigen, der eben ihr Gatte werden sollte, und schien sich zu wundern, daß er den Mann, der ihm den Ausgang versperrte, noch nicht zurückgestoßen hatte. Bald aber hatte Emil seine Geisteskräfte wieder gesammelt, und indem er zu lächeln suchte, rief er aus: „Das ist ein Scherz, den ich gar nicht begreife; zurück, mein Herr, halten Sie uns nicht länger auf.“

„Elender!“ rief Guerreville, Emil am Arm ergreifend; „Du stellst Dich, als erkennst Du nicht die Stimme eines Vaters, der hierher kommt, um sein Kind von Dir zurückzufordern! Madame, dieser Mensch kann nicht der Gatte Ihrer Tochter werden.“

Ohne Zweifel wollen Sie das Glück Ihrer Stephanie sichern . . . Der, an den Sie dieselbe eben verheirathen wollen, ist ein Ungeheuer, ein elender Schuft. Unter dem Namen Daubray hat er sich bei mir eingeführt und mir meine Tochter geraubt . . . mein einziges Kind . . . indem er sie glauben machte, ich hätte ihm ihre Hand verweigert . . . Was hast Du aus meiner Tochter gemacht, Niederträchtiger? Antworte! — antworte!“

Diese Worte bewirkten einen plötzlichen Tumult in der Versammlung. Stephanie fühlte einen eisigen Schauer durch ihren ganzen Körper strömen, dann schlossen sich ihre Augen und sie fiel bewusstlos in die Arme einiger Damen, die sie umringten. Man trug sie auf einen Divan. Zizine, Madame Dolbert liefen zu ihr; Jeder will ihr beistehen, zu gleicher Zeit aber betrachtet man auch den Fremden, dessen Züge und ganze Person Achtung einflößen, und ängstlich harret man darauf, was ihm der Bräutigam antworten würde.

Nachdem er es vergeblich versucht hatte, seinen Arm loszumachen, rief Emil, indem er sich gegen die Gesellschaft wandte: „In der That, ich bin ganz bestürzt über diesen Vorfall . . . aber ich konnte nichts dagegen thun . . . Dieser Herr ist sicher wahnsinnig; denn ich sehe ihn hier zum erstenmale, und ich weiß gar nicht, was er mit seiner Tochter sagen will.“

„Elender! . . . es fehlte Dir weiter nichts, als noch die Unverschämtheit zur Niederträchtigkeit hinzuzufügen,“ rief Guerreville, den Emils Kälte nur

noch mehr erbitterte. „Ah! Du willst mich nicht kennen . . . Nun gut! vielleicht werde ich ein Mittel finden, Dich dazu zu zwingen.“

In demselben Augenblicke ließ die Hand von Guerreville einen Schlag auf Emils Wange niederfallen.

Ein allgemeines Geschrei ertönte durch den Saal; einige junge Leute wollten sich auf Guerreville losstürzen und ihn hinauswerfen, doch sein imposanter Blick hielt sie zurück; während Emil, blaß, bewegungslos, nach der Ohrfeige, die er empfangen hatte, sich begnügte, die Augen auf Guerreville mit der Wuth eines Tigers zu richten, indem er murmelte: „Ah! wollen Sie also, daß ich Sie tödtel“

„Ja, nachdem Du mir mein Kind geraubt hast, nimm mir auch das Leben . . . oder gib mir das Deine . . . all Dein Blut wird noch nicht hinreichen, um Dein Verbrechen abzuwaschen.“

„Wohlan! mein Herr, morgen früh . . .“

„Nein, nein, heute, in einer Stunde . . . vor der Porte Saint-Martin.“

„Heute, es sei.“

„Ich gehe, mir einen Zeugen zu holen, und ich erwarte Dich; . . . aber versuche es nicht, mir zu entschlüpfen; ich weiß nun Deinen Namen, ich weiß, daß Du Dich Delaberge nennst, und ich würde Dich schon wieder zu finden wissen.“

„In einer Stunde . . . ich werde mich einfinden.“

Guerreville hatte von den letzten Worten nichts mehr gehört; er entfernte sich, ohne daß ihn Jemand

zurückzuhalten suchte; er verließ dieses Haus, in das er eben Unruhe und Bestürzung gebracht hatte; er eilte in seine Wohnung, brennend vor Begierde, sich zu rächen, aber noch betäubt von allen den Empfindungen, die ihn durchdrangen, da er den Verführer seiner Tochter wiederfand.

Jenneval war bei seinem Freunde, wo er dessen Rückkunft erwartete. Als er Guerreville erblickte, errieth er gleich, daß ein bedeutendes Ereigniß ihm zugestoßen sein mußte; er ging ihm rasch entgegen.

„Was gibt es . . . was ist vorgefallen?“

„Ach! mein Freund . . . ich habe ihn wiedergefunden! ich habe ihn endlich wiedergefunden . . . dieses Ungeheuer . . . dieser Daubray . . . war Emil Delaberge . . . derselbe, der Fräulein Dolbert heirathen sollte.“

„Wäre es möglich!“

„Heute sollte die Hochzeit sein; . . . er wollte eben das junge Mädchen zum Altare führen. Beim Anblick dieses Menschen . . . konnte ich mich nicht mehr beherrschen . . . ich habe ihn gepackt . . . ich habe ihn gefragt, was er mit meiner Tochter gemacht hätte . . . der Glende! . . . er stellte sich, als ob er mich nicht kenne . . . da, in meiner Wuth . . .“

„Sie haben ihn geschlagen?“

„Ja . . . Ach! das war der erste glückliche Augenblick, den ich seit langer Zeit erlebt habe.“

„Aber, mein Freund, war dies auch das rechte Mittel, um ihn zum Geständniß zu zwingen?“

„Oh! ich habe vielleicht Unrecht gehandelt. Aber

konnte ich Herr meiner selbst bleiben . . . meine Wuth bemeistern von diesem Niederträchtigen, welcher behauptete, ich wäre wahnsinnig? . . . Der Schändliche! . . . Oh! aber wir werden uns schlagen . . . auf der Stelle . . . bei St. Martin . . . Doktor, Sie werden doch mein Zeuge sein?"

„Ja, ja, ohne Zweifel. Aber dieser Kampf . . . Wenn Sie diesen Menschen tödten, wer wird Ihnen sagen, was aus Ihrer Pauline geworden ist?"

„Glauben Sie nicht, daß im Augenblicke des Todes ein Gefühl der Reue in seiner Seele erwachen werde? Kurz, Doktor, der Kampf ist unvermeidlich. Vielleicht hätte ich mich anders dabei benehmen sollen . . . List anwenden sollen, um ihn zum Geständniß zu zwingen; aber als ich ihn in den Salon treten sah . . . als ich sah, wie seine Hand die des Mädchens ergriff, das er zum Altare führen sollte . . . da . . . sehen Sie . . . da wußte ich selbst nicht mehr, was mit mir vorging . . . dieser Emil ist ein Elender . . . und ich hätte ihm vor aller Welt sein Verbrechen vorwerfen mögen. Mein Freund, an meiner Stelle, das bin ich überzeugt, hätten Sie wie ich gehandelt.“

„Das ist möglich. Jetzt wollen wir nur an Ihr Duell denken. Welche Waffen nehmen Sie?"

„Säbel und Pistolen, er mag wählen. Georg, Georg, laß einen Wagen vorsahren, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Er mag hinten aufsteigen, seine Gegenwart kann uns nöthig werden.“

Jenneval traf alle Vorkehrungen. Guerreville war nicht im Stande, sich mit irgend etwas zu beschäftigen, er konnte nur mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehen, indem er abwechselnd, bald auf seine Taschenuhr, bald auf die Wanduhr sah und immer wiederholte: „Eilen wir, eilen wir! die Zeit drängt.“

Endlich waren die Vorbereitungen beendet. Guerreville lief eilig die Treppe hinunter. Ein Wagen erwartete ihn auf der Straße; er setzte sich mit dem Doktor, welcher die Waffen hatte, hinein, Georg stieg hinten auf und der Kutscher fuhr nach St. Martin.

Jenneval schien besorgt und saß schweigend neben seinem Freunde. Dieser ergriff ihn bei der Hand und sagte zu ihm: „Mein Freund, theilen Sie denn mein Glück nicht? Ich habe den Glenden wieder gefunden, der mir meine Tochter geraubt hat . . . Ich werde mich mit ihm schlagen . . . ihn züchtigen . . . mich rächen . . . Oh! begreifen Sie meine Freude nicht!“

„Ich begreife vollkommen, daß Sie darüber erfreut sind, sich mit dem zu schlagen, der sie gekränkt hat . . . aber ich fürchte, das Resultat, welches Sie wünschen, möchte dadurch nicht herbeigeführt werden. Wenn Sie diesen Menschen tödten, so erfahren Sie nicht, was aus Ihrer Tochter geworden ist . . . wenn er triumphirt . . .“

„Dann, mein Freund, komme ich wieder zu meiner Pauline, denn meine Tochter lebt nicht mehr, ich kann daran nicht zweifeln . . . sie wäre sonst

schon längst zurückgekehrt, um ihre Schande am Busen ihres Vaters zu verbergen. Wenn es übrigens eine Gerechtigkeit im Himmel gibt, glauben sie dann, daß ich in diesem Duelle unterliegen könne?"

„Nein; aber die himmlische Gerechtigkeit gleicht manchmal der menschlichen Gerechtigkeit; man begreift ihre Beschlüsse nicht immer.“

Guerreville begnügte sich, seinem Freunde die Hand zu drücken, und sie fahren ab.

Der Wagen gelangte zum Thore von St. Martin; man ließ anhalten. Die beiden Freunde stiegen aus und gingen in das Gehölz. Georg hatte den Befehl, ihnen nur von weitem zu folgen.

Guerreville's Blicke strichen von allen Seiten unter den Bäumen umher, er suchte dort seinen Gegner. Emil Delaberge war noch nicht angelangt.

„Der Schurke! . . . er läßt auf sich warten! er will mich bis auf den letzten Augenblick beschimpfen,“ sagte Guerreville, indem er ungeduldig unter den Bäumen umherging.

„Ruhe, mein Freund, suchen Sie sich zu mäßigen, man schlägt sich weniger gut, wenn man so sehr aufgereggt ist.“

„Ach! Jenneval, schon seit so langer Zeit bin ich auf diesen Augenblick begierig! . . . Die Augenblicke kommen mir wie Jahrhunderte vor!“

Endlich, nach Verlauf von fünf Minuten kam Emil Delaberge mit zwei jungen Leuten an, welche sich in der Gesellschaft, die diesen Morgen bei Madame Dolbert versammelt war, befunden hatten.

„Da ist er! da ist er!“ rief Guerreville. „Ah! ich athme wieder . . . ich fürchtete, er würde nicht kommen.“

Die drei jungen Leute näherten sich. Emil mit einer kalten, leidenschaftslosen Miene; man begab sich nach einem einsamen Orte des Gehölzes. Bald blieb Guerreville stehen, indem er sagte: „Dieser Platz ist geeignet.“

„Ich habe Pistolen mitgebracht,“ sagte Emil. „Uebrigens, wenn Sie den Degen vorziehen, so ist mir dies ganz gleich.“

„Nun gut! ja, den Degen, man sieht sich dabei besser ins Gesicht.“

Jenneval reichte den Duellanten die beiden Degen, welche er unter seinem Oberrocke verborgen hatte; Jeder ergriff nun, nachdem er Rock und Weste abgelegt hatte, einen davon, ohne selbst vorher den andern zu prüfen.

„Mein Herr,“ sagte Guerreville, indem er sich auslegte . . . „ich schlage mich für meine Tochter, welche Sie mir geraubt haben . . . Einer von uns kann in dem Kampfe den Tod finden . . . Bevor wir unsere Waffen kreuzen, verlange ich von Ihnen, mir zu sagen, was aus meinem Kinde geworden ist?“

„Mein Herr,“ erwiderte Delaberge mit einer unverschämten Miene, „ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich weder Sie, noch Ihre Tochter jemals gekannt habe . . . Ich habe mir den Austritt, den Sie mir bei Madame Dolbert bereiteten, durchaus nicht

erklären können, und diese Herrn sind Zeugen, daß ich mich nur der Ohrfeige wegen schlage, die Sie mir gegeben haben."

"Elender!" sagte Guerreville. "Sehen wir denn, ob Du immer läugnen wirst."

In demselben Augenblick kreuzten sich die Degen, die Kämpfenden griffen sich mit Hestigkeit an; aber auf Guerreville's Seite war mehr Wuth, mehr Raserei als Bedachtsamkeit, während Emil, sehr gewandt in Führung des Degens, anfangs sich nur darauf einließ, die Stöße seines Gegners zu pariren und ihn zu ermüden.

Der Kampf währte eine Zeitlang mit gleichen Vortheilen auf beiden Seiten, als Guerreville, während er sich auf seinen Feind stürzen wollte, selbst einen tiefen Stoß erhielt.

Er ward bleich, schwankte, wollte sich noch weiter schlagen, aber der Degen fiel ihm aus den Händen.

"Pistolen!" murmelte Guerreville, indem er auf den Rasen hinsiel, "man gebe uns Pistolen! . . ."

"Sie würden nicht mehr im Stande sein, zu schießen, mein Herr," sagte Delaberge und warf seinen Degen zu Boden. "Ich, ich habe meinen Schimpf abgewaschen . . . und habe hier nichts mehr zu thun . . . ich will Ihnen den Wagen und den Diener schicken, der dort wartet; gehen wir, meine Herren; jetzt könnte ich meine Hochzeit feiern."

Als er diese Worte vollendet hatte, nahm Delaberge den einen seiner Zeugen unter dem Arm,

und die drei jungen Leute entfernten sich mit großen Schritten.

Jenneval lag neben seinem Freunde auf den Knien, er hielt ihn aufrecht und leistete ihm die erste Hülfe. Guerreville verlor das Bewußtsein, indem er noch murmelte: „Pistolen, gebt uns Pistolen!“

Georg kam bald herzu; als er seinen Herrn verwundet auf dem Rasen liegen sah, stieß der treue Diener einen Schrei der Verzweiflung aus und fragte den Doktor, ob sein Herr werde sterben müssen.

„Leider,“ sagte Jenneval, „scheint mir die Wunde sehr tief, sehr gefährlich zu sein... ich kann noch nichts Bestimmtes sagen. Armer Guerreville!... verwundet, besiegt... während Du Dich für Deine Tochter schlugst... um ihre Ehre zu rächen... und der Elende, der ihn gekränkt hat, geht als Sieger aus dem Kampfe!... Ah! ich hatte wohl Recht, ihm zu sagen... die himmlische Gerechtigkeit gleicht zuweilen der Gerechtigkeit der Menschen...“

Der Doktor und Georg nahmen Guerreville auf ihre Arme und trugen ihn in den Wagen. Jenneval setzte sich neben seinen Freund und der Kutscher fuhr sie, so sachte als nur möglich, nach Paris.

Jenneval setzte sich an Guerreville's Bett, entschlossen, ihn nicht einen Augenblick zu verlassen, so lange er in Gefahr sein würde, und wenn er ihn nicht retten könnte, wenigstens gegenwärtig zu

sein, um seine letzten Worte zu vernehmen und um ihm die Augen zuzudrücken.

Um acht Uhr Abends stellte sich ein Mann bei dem Verwundeten ein: es war Jerome, welcher kam, um den Erfolg des Besuches zu erfahren, den Guerreville bei Madame Dolbert machen sollte.

Der Doktor zeigte dem Wasserträger Guerreville, der noch ohne Bewußtsein auf seinem Bette lag und sagte zu ihm: „Das ist die Folge von meinem Besuch bei Madame Dolbert . . . In jenem Emil Delaberge, der die junge Stephanie heirathen sollte, hat mein Freund einen Menschen erkannt, der ihn auf unwürdige Weise gekränkt hat . . . einen Niederträchtigen, den er seit langer Zeit suchte; er hat ihn gefordert . . . sie schlugen sich . . . und der, welcher Unrecht hatte, triumphirte . . . das kommt oft vor.“

„O, mein Gott!“ murmelte der Auvergnate; „verwundet . . . vielleicht tödtlich verwundet . . . und ich bin die Ursache davon gewesen . . .“

„Sie! . . . o! machen Sie sich keine Vorwürfe, Jerome; mein armer Freund hat Sie im Gegentheil gesegnet, weil Sie ihm dazu verholfen haben, diesen Mann wieder zu finden, den er schon so lange suchte.“

„Und diese Wunde . . . o! mein Herr, ist es möglich, daß er daran sterben könnte?“

„Ich fürchte noch sehr für ihn . . . aber, wenn ich auch im Stande sein sollte, ihn zu retten, so

wird sich seine Wiederherstellung doch sehr in die Länge ziehen."

"Ein so braver Mann!... und der Wicht, der ihm diese Wunde beigebracht, ist leer ausgegangen, der... o! Teufel! das ist nicht gerecht, der... Herr Guerreville, mein Wohlthäter... ein so guter, so edler Mann!... Adieu, Herr Doktor, adieu, ich werde alle Tage herkommen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen."

Und Jerome entfernte sich, indem er zwischen den Zähnen murmelte: "O!... das ist gleich... ich bin Schuld, daß er sich geschlagen hat, der brave Mann!... und... das kann ich nicht so hingehen lassen."

Viertes Kapitel.

Der Schützengel.

Der Wasserträger kehrte nach Hause zurück, indem er darüber nachdachte, was er thun könnte, um seinen Wohlthäter zu rächen; denn Guerreville hatte Jerome der Gesundheit, der Arbeit, vielleicht dem Leben wiedergegeben, und es gibt Leute, welche das Gute, das man ihnen gethan hat, nicht vergessen.

Den Auverggnaten machte der Gedanke wüthend, daß derjenige, welcher einst Herrn Guerreville beleidigt, ihm nun noch einen Degenstoß beigebracht

hatte, der Schuld an seinem Tode werden konnte; er verbrachte die Nacht, ohne einen Augenblick zu schlafen und rief jeden Augenblick aus: „Ich muß die Sachen wieder in ihren natürlichen Zustand zurückbringen; der Glende triumphirt und der ehrliche Mann ist besiegt... Ich weiß wohl, daß man das in der großen Welt ganz einfach findet... aber ich verstehe nicht, was das für eine Gerechtigkeit ist!... Dieser Emil Delaberge ist ein miserabler Mensch, nach dem, was mir der Doktor gesagt hat, welcher der treue Freund von Herrn Guerreville ist... Und weil er ein Schurke ist, werde ich auch meine Zizine nicht bei ihm lassen... wenn er Fräulein Dolbert heirathet, so nehme ich meine liebe Kleine zurück... Armes Kind! ich will ja sein Glück... in der Hoffnung, es würde glücklicher werden, habe ich mich von ihm getrennt... aber sie bei dem lassen, der vielleicht meinen Wohlthäter getödtet hat... o! das geht nicht an... Uebrigens will ich ein paar Worte mit ihm sprechen, mit diesem Herrn Delaberge... Ich bin nicht verwundet, ich... und ich habe Lust, seine Rechnung auszugleichen... ich weiß nicht, welche Art von Kränkung er früher Herrn Delaberge zugesügt hat... aber ich brauche sie auch nicht zu wissen, um ihn zu rächen.“

Mit Tagesanbruch stand Jerome auf und ging sogleich, sich nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen. Die Lage des Kranken war noch immer dieselbe; der Doktor hatte alle erdenkliche Sorgfalt angewandt. Aber Guerreville war in

einem solchen Zustand von Schwäche, daß man fürchten mußte, er würde ihr unterliegen. Jerome entfernte sich, nachdem er dies erfahren hatte und ging nach der Wohnung der Madame Dolbert.

Doch es war noch zu früh, um bei diesen Damen einen Besuch abzustatten: der Auvergnate ging daher auf den Boulevards spazieren, indem er ihr Erwachen bewartete. Jerome sah alle die Leute, welche in das Haus der Madame Dolbert traten, prüfend an; er kannte Emil Delaberge nicht, aber er bildete sich doch ein, daß er ihn unfehlbar erkennen müßte, wenn er bei ihm vorüberginge.

Endlich schlug es neun Uhr; Jerome entschloß sich, zu Madame Dolbert zu gehen. Er trat in das Haus und näherte sich dem Portier, indem er sagte: „Ist Madame Dolbert zu sprechen?“

„Madame Dolbert?... Nein. Die Damen sind gestern abgereist.“

„Abgereist?... wie!... was sagen Sie da?... abgereist?... Und ohne Zweifel auf ihr Landgut?“

„Auf ihr Landgut...“

„Und meine Ziznette, was ist aus ihr geworden?...“

„Wer ist diese Ziznette?...“

„Nun, Teufel! meine Kleine... welche bei diesen Damen wohnt... welche Fräulein Stephanie so sehr liebt...“

„Ach! ja... ich weiß... ein kleines Mädchen... die ist mit diesen Damen abgereist.“

„Aber, ich begreife das gar nicht... gestern...“

sollte sich da nicht Fräulein Stephanie verheirathen?"

„Ah! gewiß... aber seit gestern ist Vieles vorgefallen!... Da war ein Herr, der mit dem Bräutigam Händel gesucht hat... ein fürchterlicher Auftritt!... Fräulein Stephanie ist unwohl geworden... ihre Großmutter weinte... es hat eine Ohrfeige und ein Duell gegeben... O! es muß heiß zugegangen sein.“

„Die Hochzeit hat also nicht stattgefunden?“

„Nein, sie ist verschoben... weiter hinausgeschoben worden... kurz, die Damen sind auf ihr Landgut abgereist...“

„Und wo liegt denn dieses Landgut... auf welcher Seite?“

„Nicht sehr weit... bei Beaumont, über St. Denis, vor Montmorency... bei...“

„Schon gut, schon gut; o! ich werde es schon finden.“

Jerome entfernte sich, indem er sagte: „Gut! die Heirath ist verschoben worden... aber das genügt nicht... ich muß außerdem auch meine Zizine sehen, und erfahren, ob ihr das gefällt, auf diesem Landgute zu sein... Ich will zurückkehren und mich erkundigen, wie sich Herr Guerreville befindet und dann gehe ich morgen früh nach Beaumont.“

Bevor wir dem Wasserträger folgen, der schon einen Plan, wie er sich verhalten wollte, gefaßt zu haben scheint, wollen wir zu Madame Dolbert zurückkehren und uns unterrichten, wie es dort seit

dem unerwarteten Vorfalle, der Stephaniens Hochzeitsfeierlichkeit unterbrach, zugegangen ist.

Nachdem Guerreville weggegangen war, hatten sich alle Anwesenden um Madame Dolbert und die schöne Braut herumgedrängt. Stephanie hatte das Bewußtsein verloren, die gute Großmutter schwamm in Thränen, indem sie ihre Enkelin auf die Stirn küßte. Emil wiederholte unaufhörlich der Versammlung: „Ich kenne diesen Menschen nicht, ich weiß nicht, was er von mir will . . . er ist nicht recht gescheit . . . aber ich werde in seinem Blute die Schmach abwaschen, die er mir angethan hat.“

Und nachdem er dies mehremale wiederholt hatte, wählte er sich zwei Zeugen aus den Anwesenden und ging fort, um sich zu schlagen.

Die Verwirrung, die Unruhe und vor Allem die Neugier herrschten in der ganzen Gesellschaft; man bildete Gruppen, man sprach ganz leise mit einander, und diejenigen, welche in Gegenwart von Emil Delaberge den Anschein hatten, als glaubten sie, daß ihm Guerreville unbekannt wäre, sagten jetzt mit halber Stimme zu einander: „Es ist doch sehr sonderbar . . . dieser Fremde hatte ein so Achtung gebietendes Aussehen und er schien in seinen Behauptungen so sicher.“

Endlich öffnete Stephanie wieder die Augen, ihre erste Bewegung war, ihre Großmutter zu umarmen, dann sagte sie ganz leise zu ihr: „Schicke alle Leute fort. Nach dem, was vorgefallen ist, kann ich . . . will ich mich heute nicht trauen lassen.“

„O, ich bitte Dich darum, schicke alle Leute fort; ich wünsche allein zu sein, um nach Bequemlichkeit weinen zu können.“

Madame Dolbert beeilte sich, den Wünschen ihrer Enkelin nachzukommen; sie machte den Anwesenden begreiflich, daß nach dem eben Vorgefallenen die Verheirathung durchaus verschoben werden mußte; denn Emil wäre fortgegangen, um sich zu schlagen, und selbst in dem Falle, daß er als Sieger zurückkehrte, dürfte man nicht an Vergnügen und Liebe denken; wenn man eben das Blut eines Menschen vergossen hätte. Die Gesellschaft stimmte den Gründen der Madame Dolbert bei und Jeder ging mit dem Vorsatz weg, sich zu Emil Delaberge zu begeben, um sich von den Folgen seines Duells mit dem Fremden zu unterrichten.

Als sie allein waren, überließen sich die Damen ihren Vermuthungen. Die gute Großmutter wagte es nicht, vor ihrer Enkelin alle ihre Befürchtungen auszusprechen, alle die Ahnungen, die sich in ihrer Seele erheben; sie fing an, davor zu zittern, ihre Stephanie möchte unglücklich werden, wenn sie Delaberge heirathete.

Stephanie ihrerseits konnte sich eines geheimen Schauders nicht erwehren; sie hatte denselben, der ihr Gatte werden sollte, in dem Augenblick, da ihn der Fremde Daubray nannte, scharf angesehen; da hatten sich Emils Züge verzerrt und ihr Ausdruck hatte in das Herz des jungen Mädchens Schrecken gejagt.

Indeß sprach noch die Liebe für Emil, und die Unruhe vergrößerte Stephanien's Qualen; denn man hatte ihr nicht verbergen können, daß ihr Bräutigam fortgegangen wäre, um sich mit dem Manne, der ihn so fürchterlich beschimpft hatte, zu schlagen.

Das junge Mädchen und ihre Großmutter zählten die Minuten, die Sekunden; sie wagten es nicht, Fragen an einander zu richten, sie scheuten es, sich ihre Gedanken mitzutheilen. Endlich trat ein Bedienter ein und brachte einen Brief von Emil; er war an Madame Dolbert gerichtet und enthielt nur die wenigen Worte:

„Madame, ich habe den Unverschämten, der mich beschimpft hat, gezüchtigt; er wird für lange Zeit außer Stand sein, seine Tollheiten wieder anzufangen. Was mich betrifft, so bin ich selbst ohne Streifwunde davon gekommen. Beruhigen Sie meine theure Stephanie; ich fühle, daß es unpassend wäre, mich vor ihr zu zeigen, da ich eben vom Kampfplatze komme; morgen aber werde ich die Ehre haben, Sie zu besuchen, und ich hoffe, mein Glück werde nicht auf gar zu lange verschoben werden.“

„Er ist Sieger!“ rief Stephanie mit freudiger Bewegung aus.

„Und dieser Unbekannte scheint schwer verwundet zu sein,“ sagte Madame Dolbert, einen leichten Seufzer ausstosend.

„O, Mama, ist es nicht besser, daß Emil trium-

phirt? da er doch den Mann niemals gesehen hat, der ohne Grund herkam und ihn beschimpfte?"

Die gute Großmutter schwieg und schien traurig. In diesem Augenblicke vernahm man einige schwere Seufzer, die aus dem Hintergrunde des Zimmers kamen; man sah sich um und bemerkte Zizine, die arme Kleine, die man in der großen Verwirrung vergessen, die aber ihre junge Beschützerin nicht aus dem Auge gelassen und sich immer einige Schritte von ihr entfernt gehalten hatte, und die jetzt, über das Befinden Stephaniens wieder beruhigt, in einem Winkel auf den Augenblick harrte, da sie dieselbe würde umarmen können.

"Zizine, meine liebe Zizine!" sagte Stephanie, indem sie auf die Kleine zulief; „mein Gott! in meinem Kummer hatte ich Dich ganz vergessen . . . Aber was hast Du denn, warum weinst Du jetzt? Du siehst doch, daß ich mich wieder wohl befinde.“

„Ja, ja!“ sagte die Kleine, indem sie sich bemühte, ihrem Schluchzen Einhalt zu thun; „aber ich bin betrübt darüber, daß Herr Guerreville verwundet ist.“

„Wie! . . . was sagst Du? . . . wer ist dieser Herr Guerreville?“

„Es ist der Herr, der sich geschlagen hat . . . mit Herrn Emil . . . Ich hätte gewünscht, daß weder dem Einen noch dem Andern ein Schaden zugestoßen wäre.“

„Und wie, Zizine . . . Du weißt den Namen dieses Fremden?“

„O ja, denn ich kenne diesen Fremden sehr gut; ich habe es noch nicht gewagt, es Dir zu sagen, ich fürchtete . . .“

„O, sprich, sprich! . . . sag uns Alles, was Du weißt . . . sag uns Alles!“

Die Großmutter und deren Enkelin setzten Zizine zwischen sich und warteten mit Ungeduld auf die Erklärung des Kindes; die Kleine beeilte sich, ihrem Verlangen zu entsprechen.

„Dieser Herr, den Sie gesehen haben, ist der Retter meines Vaters gewesen . . . Als ich noch bei ihm in der Rue Montmartre lebte, in einer kleinen Dachkammer, war mein Vater seit langer Zeit krank, er konnte nicht mehr arbeiten und wir waren sehr unglücklich. Nun gut, eines Tages kam dieser Herr, ich glaube, er suchte eine Wohnung. Er sah mich vorbeigehen, er stieg nach unserer Dachkammer hinauf, er tröstete meinen Vater, und als er fortging, gab er mir ein Zeichen, ihm zu folgen und hat mir meine ganze Schürze mit Geld vollgeschüttet, indem er sagte: Nimm das, meine Kleine, bringe es Deinem Vater, daß er sich heilen lasse und sich nicht mehr gräme . . . O, Madame, wenn man so gut ist, wenn man so gern Gutes thut, kann man dann wohl toll sein?“

Madame Dolbert und Stephanie schienen lebhaft bewegt, und Beide sagten zu der Kleinen: „Fahre fort, was weißt Du noch?“

„Nun . . . mein Vater hätte so gern seinem Wohlthäter danken mögen, aber er kannte weder

dessen Namen noch dessen Wohnung. Um diese Zeit hatten Sie die Güte, mich lieb zu gewinnen, und ich fing an, bei Ihnen zu wohnen. Aber eines Tages begegnete mein Vater endlich diesem Herrn auf der Straße; er bedankte sich sehr bei ihm, wie Sie sich wohl denken können! . . . Da sagte dieser Herr meinem Vater, wie er heiße und wo er wohne, indem er ihn aufforderte, ihn zu besuchen, und mein Vater hat mir das Alles erzählt . . . an dem Abende, da er mich in dem Cabriolet fand, als ich ihn besuchen wollte, weil ich glaubte, er wäre krank . . . Endlich, heute, daß Herr Guerreville hieherkam . . . o, ich bin deshalb sehr betrübt . . . das geschah um meinetwillen . . . daß er hergekommen ist."

"Um Deinetwillen?"

"Ja, meine liebe Freundin. Herr Guerreville hat gestern meinen Vater gesehen, der ihm den Auftrag gegeben hat, mit Ihnen zu sprechen, Madame; als Guerreville sich in dem Salon unter so vielen Menschen sah, war er ganz erstaunt und sagte zu mir: Ich wollte Madame Dolbert besuchen, aber da man gerade hier Hochzeit feiert, so habe ich meine Zeit schlecht gewählt . . . ich werde wiederkommen. Nachdem er dies gesagt hatte, drückte er mir die Hand und entfernte sich, als Herr Emil in den Salon trat . . . und . . . und Sie wissen ja, was weiter vorging."

Ziziniens kindliche Erzählung ließ an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zweifeln. War es unter

solchen Umständen möglich, zu glauben, daß Guereville nicht bei Verstande, oder daß es seinerseits ein durchdachter Plan wäre, um Emil zu schaden; man rief sich die achtbare Miene, das anständige Wesen Guereville's zurück und dachte bei sich: Wenn er nicht gelogen hat, so ist Emil ein Elender, der ihm seine Tochter geraubt hat und der, statt sein Verbrechen einzugestehen, ihm noch einen Gegenstück beigebracht hat.

Diese Betrachtungen stellten Stephanie und ihre Mutter gegenseitig an, aber ihre Blicke verstanden sich; endlich rief Madame Dolbert: „Meine Stephanie, nach Allem, was diesen Morgen hier vorgegangen ist . . . nach dem unangenehmen Aufsehen, das dieser Vorfall machen muß . . . bist Du da nicht meiner Meinung, daß wir gut daran thun würden, Paris zu verlassen und auf unser Landgut zu gehen, um dort einige Zeit zuzubringen?“

„O ja, meine gute Mutter . . . aber Zizine kommt doch mit uns?“

„Das versteht sich von selbst.“

„Willst Du, Zizine?“

Das Kind zauderte, stotterte: „Aber mein Vater . . .“

„Dein Vater! . . . glaubst Du, daß er Dich heißen würde, mich zu verlassen, wenn ich Kummer habe . . . wenn ich unglücklich bin?“

„O nein, nein . . . Sie haben Recht, ich werde Sie nicht verlassen,“ sagte Zizine, indem sie Stephanie an den Hals sprang.

Und noch denselben Abend reiste Madame Dolbert mit ihrer Enkelin und Zizine nach ihrem Landhause bei Beaumont.

Als sich Emil den folgenden Morgen bei derjenigen einfand, die er den Tag vorher hatte heirathen sollen, war er sehr erstaunt, zu vernehmen, daß die Damen sich nach ihrem Landhause begeben hätten. Aber ohne Zeit zu verlieren, ohne sich mit schwankenden Vermuthungen aufzuhalten, stieg er in sein Cabriolet, trieb sein Pferd an und fuhr auf das Landgut nach Beaumont.

In weniger als sechs Stunden hatte der rasche Gaul die Strecke zurückgelegt, und bald stieg Deslaberge aus und trat in das Haus der Madame Dolbert.

Stephanie befand sich in dem Salon bei ihrer Großmutter, als Emil hastig eintrat, indem er rief: „Ei, mein Gott, meine Damen, warum denn diese hastige Abreise? Man wird glauben, Sie seien aus Paris geflohen. Ei! was, ohne sich mit mir darüber zu besprechen, ohne mich würdig zu halten, mir Nachricht davon zu geben!... Es scheint mir, das, was vorgefallen ist, darf Ihnen nicht die mindeste Unruhe verursachen, und die Art und Weise, wie sich die Sache geendet hat, muß Sie vollkommen beruhigen.“

Während Emil sprach, betrachtete ihn Madame Dolbert aufmerksam, sie schien die Absicht zu haben, in der Tiefe des Herzens dieses Mannes lesen zu wollen, dem sie jetzt die Zukunft ihrer Enkelin an-

zuvertrauen sich fürchtete. Stephanie im Gegentheil hatte die Augen auf den Boden gerichtet und schien den Blicken ihres Bräutigams ausweichen zu wollen.

Die Kälte und die Verlegenheit dieser Damen entgingen Emil nicht, welcher sich in einen Stuhl warf, indem er sagte: „Aber was haben Sie denn, meine theure Stephanie? Empfangen Sie auf solche Weise Ihren Gatten? . . . denn ich wäre es bereits, wenn nicht ein unerklärliches Ereigniß dazwischen getreten wäre und mein Glück verspätet hätte.“

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Stephanie, „aber ich bin noch so verwirrt . . . so erstaunt über Alles, was vorgefallen ist!“

„Ich glaube es; aber das ist noch kein Grund, meine Blicke zu vermeiden . . . Theure Stephanie! lassen Sie uns das Alles vergessen. Es war ein Traum, eine Wolke, welche über unsern Festtag einen Augenblick trübend hinwegzog. Doch es ist vorbei . . . und weil ein Mann, den ich nicht kenne, der verrückt ist oder der mich für einen Andern nimmt, mir einen abgeschmackten Auftritt bereitet hat . . . so darf doch dies, wie mir scheint, Ihre Gefinnungen gegen mich in nichts ändern. Ich bin gewiß, daß Ihre achtungswerthe Mutter die Erste gewesen ist, die Ihnen dies gesagt hat.“

„Ich,“ sagte die Großmutter, „ich gestehe Ihnen, daß ich mir diese Scene noch nicht erklären kann. Wie, Sie hätten ihn niemals gesehen, Sie kennen diesen Mann nicht, der behauptet, Sie hätten ihm seine Tochter geraubt?“

„Er ist mir völlig unbekannt. . . Wahrscheinlich hat ihn eine große Aehnlichkeit getäuscht. . . das kommt oft vor. . . Sie haben ja gehört, daß er mich Daubray nannte. . . und habe ich denn jemals Daubray geheißen?“

„Wir wenigstens haben Sie niemals unter diesem Namen gekannt. . . Dieser Mann sah aber so achtbar aus. . .“

„Achtbar! . . . ein Mann, der sich wie ein Wahnsinniger geberdet. . . ein rasender Ruhestörer in einem Hause. . . der die äußersten Gewaltsmittel ergreift. . . Ah! Madame. . . konnte man also auf vernünftige Weise eine Vertheidigung fordern. . . selbst wenn man gekränkt worden ist! . . . Aber ich wiederhole es Ihnen und ich denke, mein Wort werde Ihnen genügen, ich kenne ihn nicht. . . ich habe diesen Menschen niemals gesehen, der mir in dem Augenblicke den Ausgang sperrte, da ich Ihre Tochter zum Altare führen wollte.“

„Nun gut! mein Herr, wir wissen jetzt mehr über ihn als Sie, denn wir kennen diesen. . . Fremden. . . der es für uns nicht mehr ist, wir wissen, daß er sich Guerreville nennt.“

Als er diesen Namen von Madame Dolbert aussprechen hörte, bedeckte eine Leichenblässe das Gesicht von Emil, er versuchte vergeblich die Bewegung zu bezwingen, welche ihn erfaßte, er versuchte selbst zu lächeln; aber der Ausdruck seiner Züge hatte etwas so Verstelltes, daß Stephanie rasch ihre Blicke von ihm abwandte und zu zittern begann;

denn in diesem Manne, der gegenwärtig vor ihr stand, erkannte sie den nicht mehr, der es verstanden hatte, ihr Herz zu rühren.

„Ah! Sie wissen, daß dieser Mensch . . . dieser Herr Guerreville heißt?“ sagte Emil, indem er eine ruhige Miene heuchelte; „und woher wissen Sie denn das?“

„Es ist ein sonderbarer Zufall . . . Zizine kennt diesen Herrn . . .“

„Zizine! . . . Ah! . . . also durch sie! . . . Emil drehte sich um und warf einen durchbohrenden Blick auf die Kleine, welche einige Schritte von ihm entfernt stand.“

„Dieser Herr Guerreville,“ fuhr Madame Dolbert fort, „ist Jerome's Wohlthäter gewesen . . . des Vaters unserer Zizine. Die Kleine hat seinen Namen von ihrem Vater erfahren, welchen dieser Herr ihm gesagt hatte, indem er ihm seine Adresse gab. Kurz, dieser Herr war im Auftrage Jerome's und um mit uns über Zizine zu sprechen, zu uns gekommen . . . Sie sehen also, daß er auf den Auftritt, den er Ihnen bereitet hat, durchaus nicht vorbereitet war . . .“

„Ah! . . . das ist sehr sonderbar . . . Ich wiederhole es Ihnen, eine unglückliche Ähnlichkeit muß ihn irre geleitet haben. Aber wir haben uns schon genug mit diesem Menschen und mit diesem Vorfalle, der beendigt ist, beschäftigt. Erlauben Sie mir, Madame, Sie daran zu erinnern, daß ich mich mit ihrer Enkelin verbinden wollte, als dieser

Auftritt vorfiel . . . Bedenken Sie, daß meine Liebe zu Stephanie durch diese Zögerung, schon mehr als zu große Qualen erlitten hat . . . und haben Sie die Güte, mir zu sagen, welchen Tag wir festsetzen wollen, um unsere Verbindung zu feiern . . . Wenn Sie es vorziehen, daß unsere Verheirathung auf dem Lande stattfinde, ich bin es zufrieden . . . nur möge Stephanie endlich meine Frau werden . . . und ich wünsche, daß dies morgen geschehe . . . oder spätestens in zwei Tagen."

"O! mein Herr . . . Sie werden uns doch einige Zeit lassen, um uns zu erholen . . . und, nach allem, was meine Stephanie gelitten hat . . . erlauben Sie uns, daß wir einige Wochen hingehen lassen, ehe wir an diese Heirath denken."

"Einige Wochen! . . ." rief Emil, indem er beleidigt aufsprang „und warum denn diese Verzögerung meines Glückes? . . . Bedenken Sie, Madame, daß ich mich dem widersetzen könnte . . . Sie würden dann die abgeschmackten Beschuldigungen, die man gegen mich aufgebracht hat, noch beglaubigen . . . In der That, es ist sehr sonderbar, daß man den Erzählungen . . . eines Kindes . . . mehr Glauben schenkt, als den Worten eines Mannes wie ich . . . Weil Ihnen die Tochter eines Wasserträgers gesagt hat, der Mann, der mich beschimpfte, hätte einst ihrem Vater einige Thaler geschenkt . . . so scheint dieser Herr . . . Guerreville eine sehr achtbare Person geworden zu sein . . . die man nicht beleidigen darf . . . Madame, dies kann nicht Ihre wahre Ge-

sinnung sein, Sie können mich nicht wegen der Thorheiten eines Andern bestrafen. Ich habe mich als Mann von Ehre benommen; ich habe den, welcher mich beschimpfte, besiegt... Nun komme ich, die Hand von Stephanie wieder zu fordern... sie ist mir versprochen... ich hoffe nicht, Madame, daß Sie die Absicht haben, das mir gegebene Wort zu brechen."

"Herr Delaberge," sagte Madame Dolbert, "Sie dürfen sich keine Befürchtungen aus der äußersten Vorsicht einer Großmutter bilden. Das Glück meiner Stephanie ist kein Gegenstand, den ich so leicht hin preisgeben möchte. Der Mann, mit welchem Sie sich geschlagen haben, wird, ich hoffe es, wieder genesen... Dann wird er sich erklären müssen... ohne Zweifel wird er erkennen, daß er sich in Ihrer Person irrte... und dann wird nichts mehr Ihrer Verbindung mit meiner Tochter im Wege stehen."

"Dies genügt, Madame," erwiderte Emil, indem er sich bemühte, seinen Zorn zu verbergen, "ich sehe, daß ich es vergeblich versuchen würde, Ihren Entschluß wankend zu machen... Ich entferne mich... ich werde warten, bis eine vernünftige Ueberlegung ihren Verdacht wird zerstreut haben... und Sie mir der Gerechtigkeit werden widerfahren lassen, die mir gebührt... Ich werde wiederkommen... in einigen Tagen... dann hoffe ich, wird der Eindruck, den dieser Vorfall hervor-

gebracht hat, vernichtet sein... und Sie werden mir ein geneigteres Ohr schenken."

Als Emil diese Worte beendet hatte, verbeugte er sich tief vor Stephanie und ihrer Großmutter und verließ alsdann den Salon, indem er traurig, aber resignirt ausah. Als er aber aus dem Hause heraus war, wurde er ein ganz Anderer; er knirschte mit den Zähnen, zerriß seinen Hut zwischen den Händen und warf sich in sein Cabriolet, indem er murmelte: „Nur diesem kleinen Mädchen verdanke ich den Empfang, der mir zu Theil geworden ist... durch Alles, was es über Guerreville erzählt hat, sind die Gesinnungen dieser Damen geändert worden... Ah! soll mir denn dieses Kind immer im Wege stehen, um mich zu verhindern, das Ziel zu erreichen, das ich mir gesteckt habe!... Es scheint mein böser Dämon zu sein!.. Man will warten, bis Guerreville gesund ist, um seine näheren Erklärungen zu hören... doch wird man vergebens warten, ich hoffe es... er kann von dem Stiche, den ich ihm beigebracht habe, nicht wieder genesen.

„Er ist böse weggegangen!...“ sagte Stephanie, als Emil fort war, und warf sich in die Arme ihrer Mutter.

„Mein liebes Kind, wenn er sich nichts vorzuwerfen hat, so wird er es mir gewiß vergeben, eure Hochzeit verschoben zu haben... Wenn es aber anders ist... o theure Stephanie, würde ich dann nicht wohl daran thun, ihn nicht Deinen Gatten werden zu lassen?“

Stephanie wagte es nicht mehr, zu Emils Gunsten zu sprechen; sie hatte in seinen Augen einen Ausdruck gefunden, den sie sich nicht erklären konnte und der sie erschreckte. Sie begnügte sich damit, zu seufzen, Zizine zu umarmen und an ihr Herz zu drücken.

Das kleine Mädchen war sehr betrübt, die Ursache von Allem dem zu sein, was vorgefallen war. „Du wirst mich nicht mehr lieben,“ sagte sie zu Stephanie, „denn ohne mich wäre Herr Guerreville nicht zu euch gekommen und hätte keinen Streit mit Emil bekommen.“

„Theure Kleine,“ sagte die Großmutter und umarmte Zizine ebenfalls, „weit entfernt, Dir deshalb übel zu wollen, werden wir Dir vielleicht noch Dank dafür schuldig sein; denn es ist möglich, daß Du meine Stephanie von einem großen Unglücke gerettet hast. Doch wie fangen wir es jetzt an, um von diesem Herrn Guerreville Nachrichten zu bekommen?“

„Durch meinen Vater, Madame; oh! wenn er weiß, daß sein Wohlthäter verwundet ist, so wird er gewiß keinen Tag vergehen lassen, ohne ihn zu besuchen.“

„Sie hat Recht,“ sagte Stephanie; „Jerome wird uns von diesem Herrn Nachricht geben können. Warten wir einige Tage; ohne Zweifel wird er herkommen, um seine Tochter zu sehen. Wenn er nicht kommen sollte, gute Mutter, dann würden wir nach Paris schicken und ihn bitten lassen, uns zu besuchen.“

„Oh! ja, meine liebe Freundin, und mein Vater wird gleich herkommen, das weiß ich gewiß.“

Zwei Tage vergingen. Jerome kam nicht nach Beaumont und man hatte daher beschlossen, den folgenden Morgen sollte sich ein Bedienter nach Paris begeben und den Wasserträger bitten, zu Madame Dolbert aufs Land zu kommen. Am Morgen des dritten Tages aber, als Zizine nach Stephaniens Zimmer hinabging, bemerkte sie einen Mann, der mit großen Schritten über den Hof kam, indem er auf das Haus zu marschirte. Die Kleine hatte ihn gleich erkannt, sie lief ihm entgegen, und bevor er noch Zeit gehabt hatte, die Treppe hinaufzusteigen, drückte Jerome sein Kind in seine Arme.

„Meine liebe Kleine, wie lange habe ich Dich nicht umarmt!“ sagte der Auvergnate, indem er Zizine an sein Herz drückte. „Ah! Teufel . . . das schnitt mir in die Seele, Dich fern von Paris zu wissen.“

„Mein Vater, Fräulein Stephanie hatte Kummer . . . sie weinte . . . sollte ich da nicht mit ihr gehen?“

„Wohl, mein Kind, wohl, Du hast wohl daran gethan.“

„Sie wissen ohne Zweifel Alles, was zwischen Herrn Guerreville und dem Bräutigam meiner Freundin vorgegangen ist?“

„Ja! ja! . . . ich weiß, daß sie sich geschlagen haben.“

„Aber kommen Sie doch, mein Vater, kommen

Sie doch, die Damen brennen vor Begierde, Sie zu sprechen, Sie auszufragen.“

Und das Kind zog Jerome fort, der sich in ein Zimmer führen ließ, wo er Madame Dolbert und Stephanie vorfand. Man empfing den Auvergnaten sehr freundlich, man nöthigte ihn, sich niederzusetzen; dann wiederholte ihm die Großmutter Alles, was ihnen Zizine in Betreff Guerreville's gesagt hatte, und fragte ihn, ob sich dies wirklich so verhielte.

„Ja, Madame,“ sagte Jerome, „dieser Herr Guerreville ist der bravste Mann, den ich kenne. Ich hatte ihn am Abende vor dieser verdamnten Geschichte besucht und ihm erzählt . . . ganz frei heraus . . . daß, wenn Fräulein Stephanie diesen schönen Herrn heirathete, der sich um meine Zinnette gar nicht zu kümmern schien . . . ich fürchten müßte, meine Kleine würde sich bei Ihnen nicht mehr so wohl befinden.“

„Ah! Jerome.“

„Verzeihung, Entschuldigung, Madame; aber was sollte ich nun einmal thun, es war so mein Gedanke; und dieser gute Herr fand sich denn dazu bereit, zu Ihnen zu gehen, um sich mir gefällig zu erweisen. Es scheint, der Anblick dieses Herrn Delaberge habe ihn in Wuth versetzt. Ach! ich weiß nicht, was der verbrochen hat, man hat es mir nicht erzählt . . . aber Herr Guerreville versichert, er wäre ein Niederträchtiger . . . und das ist mir genug, um nicht daran zu zweifeln. Herr Guerreville ist unfähig zu lügen.“

„Jerome! wissen Sie, daß Herr Delaberge ein geachteter, in der Gesellschaft angesehener Mann ist? und . . .“

„Nun gut! was beweist das Alles? . . . daß er reich ist . . . daß er Einfluß hat, das ist möglich; denn um das Uebrige kümmert man sich wenig. Uebrigens werden Sie Herrn Guerreville in Kurzem selbst fragen können.“

„Wäre es möglich! es geht also besser?“

„Ah! natürlich! . . . wenn es nicht besser ginge, würde ich denn hier sein, ich! . . . aber dem Himmel sei Dank, er ist gerettet. Gestern Abend hat mir sein Arzt, oder vielmehr sein Freund, denn er ist ein wahrhafter Freund, die Versicherung davon mit einem Händedruck gegeben. Oh! da sagte ich zu diesem guten Doktor: „Ich gehe fort und wenn ich zu Herrn Guerreville zurückkehre, will ich ihm gute Nachrichten bringen, welche seine Genesung vollenden sollen.““

„Wie, welche Nachrichten?“

„Oh! nichts! das ist so eine Idee; ein Plan, den ich im Kopfe habe! Drauf habe ich mich rasch auf den Weg gemacht, um meine Zizine bald umarmen zu können . . . Ah! nun bin ich zufrieden! und ich kann nach Paris zurückgehen. Aber glauben Sie mir, Madame, verheirathen Sie Ihre Enkelin nicht, bevor Sie mit Herrn Guerreville gesprochen haben; denn Sie könnten einen Schritt thun, den Sie Ihr ganzes Leben hindurch bereuen würden. Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen das so sage:

die Theilnahme, die ich für Sie hege, zwingt mich, so zu sprechen . . . und wenn Sie Herrn Guerreville, und dann seinen Freund, den Doktor Jenneval, kennen werden . . . denn ich werde sie Ihnen alle Beide herbringen; ah! dann, Madame, werden Sie einsehen, daß es brave Leute sind, die von Niemand Böses sagen würden, ohne davon überzeugt zu sein."

Jerome grüßte und entfernte sich; als er aber in den Hof gelangt war, umarmte er nochmals Zizine, die ihn bis ans Thor geleitete, und da sagte er mit halber Stimme zu ihr: „Adieu, meine Zizine, adieu, meine liebe Kleine; indem Du Fräulein Stephanie Alles sagtest, was Du wußtest, hast Du sie vor einem großen Unglück bewahrt . . . und es ist, wie ich glaube, für die Damen ein großes Glück, daß Herr Guerreville gerade in dem Augenblick erschien, da Alles beendet werden sollte. Oh! wie meine arme Frau mir immer sagte, so ist es auch: „Du bist Jedermanns Schutzengel . . . Du hast mich davor bewahrt, gebraten zu werden, Du bewahrst Deine Wohlthäterin, die Frau eines Elenden zu werden, und wer weiß Alles das Gute, das Du noch ausüben wirst. Auf Wiedersehen, mein Liebes Kind!"

Und der Wasserträger entfernte sich mit großen Schritten, aber nicht ohne sich oft umzusehen und seiner Kleinen zuzulächeln, welche vor dem Hause stehen geblieben war, und erst hineinging, als sie Jerome auf der Landstraße nicht mehr sehen konnte.

Fünftes Kapitel.

Was Jerome alles that.

Nach Paris zurückgekehrt, war es Jerome's erste Sorge, sich zu Herrn Guerreville zu begeben, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen.

Der Doktor empfing den Auvergnaten, drückte ihm freundlich die Hand und sagte zu ihm: „Die Besserung schreitet vorwärts . . . ich werde meinen Freund retten, nun kann ich dafür stehen.“

„Ach! Herr Doktor, was für ein braver Mann sind Sie!“

„Aber die Wiedergenesung wird sich sehr in die Länge ziehen, und um so mehr, da mein armer Freund in der Tiefe seines Herzens den Kummer bewahrt, daß er sich an diesem elenden Delaberge nicht rächen konnte. Von dem, der uns gekränkt hat, besiegt zu werden, heißt die Kränkung verdoppeln! Kaum hatte mein Freund die Sprache wieder erhalten, so waren seine erste Worte ein Schwur, den Kampf wieder anzufangen, sobald er die Kraft dazu haben würde. Aber bis dahin wird es mir vielleicht gelingen, ihn zu beruhigen.“

„Oh! ja . . . ja . . . ich begreife es sehr wohl, daß Herr Guerreville nicht befriedigt ist . . . Aber Geduld, das wird sich Alles ändern, ich hoffe es. Dieser Emil Delaberge hat wohl Herrn Guerreville sehr viel Böses zugefügt?“

„Er hat ihn an dem gekränkt, was ihm das Theuerste war; er hat ihm das Glück geraubt, er

hat ihn zu ewigen Thränen verdammt. Mein lieber Jerome, mein Freund wird Ihnen, wie ich nicht zweifle, alle seine Leiden erzählen, er wird für Sie keine Geheimnisse haben."

"Oh! ich habe nicht nöthig, noch mehr zu erfahren, um überzeugt zu sein, daß dieser Delaberge ein Schuft ist."

"Aber Sie können Herrn Guerreville sehen, er schläft jetzt nicht, und Ihre Gegenwart kann ihm nur angenehm sein."

"Nein, nein, Herr Doktor, ich danke Ihnen; ich will Herrn Guerreville nicht sehen, bevor . . . bevor ich . . . doch, genug! ich habe so meinen Plan, sehen Sie . . . es ist ein Schwur, den ich mir selbst gethan habe . . . und ich will ihn mir halten."

"Ich verstehe Sie nicht, Jerome."

"Das ist möglich, Herr Doktor, aber Sie werden mich später schon verstehen. Indes sorgen Sie immer für meinen achtbaren Wohlthäter . . . und für das Uebrige verlassen Sie sich auf mich. Auf Wiedersehen, mein Herr."

Und Jerome entfernte sich, indem er Jenneval zurückließ, welcher den Sinn der geheimnißvollen Worte des Auvergnaten zu errathen suchte.

"Nun," sagte der Wasserträger, als er sich auf der Straße befand, handelt es sich nur darum, die Wohnung dieses Emil Delaberge zu erfahren; ich habe diesen guten Doktor nicht darnach fragen wollen, aus Furcht, er könnte eine Ahnung von meinem Vorhaben bekommen. Uebrigens weiß er sie vielleicht

auch nicht; eben so wenig habe ich es gewagt, Madame Dolbert darnach zu fragen. Oh! aber ich werde sie schon finden, ein reicher Mann wohnt in keinem Fledermausloche. Oh! ich werde diesen Herrn schon zu finden wissen; Paris ist groß, aber ich habe gute Beine, ich, und fürchte keine Ermüdung."

Jerome machte sich auf den Weg, er durchlief die Stadt, er rannte hin und her, er erkundigte sich, er bat einige Commissionäre, die seine Freunde waren, ihm in seinen Nachforschungen behülflich zu sein. Während der ersten drei Tage blieben seine Bemühungen erfolglos; aber am vierten fand der Wasserträger endlich, was er wünschte; man zeigte ihm das Hotel, welches Emil Delaberge bewohnte, in der Rue de Cligny.

Sogleich ging Jerome nach diesem Hause hin. Er klopfte an das Thor, trat hinein und fragte den Portier: „Bin ich wohl hier recht in der Wohnung des Herrn Delaberge?“

„Ja,“ erwiderte der Portier, indem er einen verächtlichen Blick auf den Auvergnaten warf.

„Ist er zu Hause?“

„Was geht das Sie an?“

„Wie? was das mich angeht . . . wahrscheinlich geht das mich an, da ich Sie darnach frage.“

„Der Herr ist nicht zu Hause.“

„Ah! das ist etwas Anderes . . . das ist doch eine Antwort . . . nun gut, dann . . . werde ich wieder kommen.“

Und Jerome ging, wenigstens damit zufrieden,

endlich zu wissen, wo derjenige wohnte, den er sprechen wollte, und er zweifelte gar nicht daran, daß es ihm bald gelingen würde, mit ihm zusammen zu kommen.

Den folgenden Tag, gegen neun Uhr Morgens, ging der Auvergnate wieder zu Delaberge.

„Der Herr ist nicht zu Hause,“ sagte ihm der den Eingang versperrende Portier, sobald er ihn erblickt.

„Wie, schon ausgegangen?“

„Ja.“

„Wann kommt er zurück?“

„Ich weiß es nicht; der Herr hat keine bestimmten Stunden, in denen er nach Hause kommt; das hängt von seiner Laune ab.“

Jerome entfernte sich in übler Stimmung. Er kam des Abends, er kam des Morgens, doch der Portier sagte immer zu ihm: „Der Herr ist ausgegangen.“

Acht Tage verflossen auf diese Weise, ohne daß Jerome glücklicher gewesen wäre; endlich wurde er ungeduldig; er trat eines Morgens in die Loge des Schweizers, sah ihm scharf unter die Augen und sagte in einem heftigen Tone zu ihm: „Herr Portier, ich glaube, Sie haben mich zum Narren, machen Sie ein Ende! . . .“ Jerome war ein großer und starker Mann; der Portier bekam Furcht und antwortete viel artiger als sonst: „Mein Herr, ich bitte Sie um Verzeihung, aber ich muß wohl die mir gegebenen Befehle befolgen.“

„Und was sind das für Befehle?“

„Daß der Herr fast immer sagen läßt, er sei ausgegangen, oder er sei nicht zu sprechen, wenn es nicht Personen sind, die er erwartet.“

„Ich verstehe! und sicherlich erwartet er mich nicht. Aber ich, ich muß ihn sehen, ich muß ihn sprechen, hören Sie, Portier, ich muß . . . ich werde nicht eher aus diesem Hause gehen, bevor ich nicht Ihren Herrn gesprochen habe: ich bin fest entschlossen . . . Wollen Sie, daß ich hier Alles zerbreche, . . . oder sagen Sie mir, wo ich den Herrn Delaberge finden kann.“

„Mein Herr, ich versichere Sie, daß er nicht hier ist.“

„Sie lügen noch!“

„Nein, mein Herr. Oh! diesmal ist es gewiß die Wahrheit; der Herr ist gestern Abend mit seinem Diener Düpré aufs Land abgereist.“

„Aufs Land?“

„Ja, ich glaube den Namen Beaumont gehört zu haben.“

„Genug, ich gehe dorthin, um ihn aufzusuchen. Aber wenn Sie mich belogen haben, dann komme ich wieder her und erdroßle Sie.“

„Ich habe Ihnen die strengste Wahrheit gesagt, mein Herr.“

Jerome verließ das Hotel, ging nach Hause, nahm Alles, was er nöthig zu haben glaubte, zu sich, dann machte er sich, seinen Stock in der Hand, zu Fuß auf den Weg. Der Auvergnate ging aber

mit so festem, so raschem Schritte, daß er vor Anbruch der Nacht bei dem Landhause der Madame Dolbert angelangt war.

Jerome hielt an, er war ungewiß, was er thun sollte; doch endlich bemerkte er einen Gärtner an der Thür des Hauses, dem er sich näherte.

„Sie sind im Dienste von Madame Dolbert?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte der Landmann, ihn grüßend.

„Wissen Sie, ob seit gestern ein Herr aus Paris zu diesen Damen gekommen ist?“

„O nein, mein Herr, seit gestern, sogar seit mehren Tagen haben diese Damen keinen Besuch erhalten. O, ich kann Ihnen das bestimmt sagen, denn ich arbeite gerade vor dem Thorwege.“

„Danke, mein Freund.“

Jerome entfernte sich, indem er sagte: „Der Herr hat diese Damen nicht besucht . . . indes wird er nicht ohne Grund auf dieses Landgut gekommen sein. O, diesmal müßte ich sehr ungeschickt sein, wenn ich ihn nicht auffände.“

Jerome ging ins Dorf; er erkundigte sich nach dem besten Gasthose: es sind deren auf dem Lande nicht viele. Während er mit einer Bäuerin plauderte, ging ein Herr an ihm vorüber; seine Kleidung, seine Haltung, sein ganzes Wesen fiel dem Auvergnaten auf, der zu sich sprach: „O, dieser muß mein Mann sein!“

Es war in der That Emil Delaberge, welcher, nachdem er mehre Tage in Paris unentschlossen

hingebacht, indem er bald Stephanie vergessen wollte, bald schwur, sie müßte die Seine werden, endlich mit Schrecken vernommen hatte, Guerreville's Wunde wäre nicht tödtlich und der, von dem er nichts mehr befürchten zu dürfen glaubte, würde sehr bald wieder hergestellt sein.

Emil sah voraus, daß seine Heirath für immer aufgelöst wäre, wenn Guerreville Madame Dolbert wiedersähe; wie aber sollte er dies verhindern, da Stephanien's Großmutter ihm ihren Wunsch, mit Jenem zusammenzukommen, gar nicht verheimlicht hatte.

„Sie werden mir Stephanie verweigern,“ sagte Emil zu sich, indem er vor Wuth bebte. „Nun wohl! wenn sie nicht wollen, daß sie meine Frau werde, so will ich andere Mittel anwenden, denn sie muß mein werden. Auf, nach Beaumont! . . . Es muß nicht so schwer sein, in das Haus einzudringen, das diese Damen bewohnen . . . O, das geht leicht . . . es ist mir bis jetzt Alles gelungen, was ich ernstlich gewollt habe.“

Hiernach war Delaberge mit seinem Kammerdiener Düpré abgereist. Er hatte sich in einen abgelegenen Gasthof einquartirt am Ende des Dorfes, und kam eben davon her, die Wohnung der Madame Dolbert von fern zu betrachten, als ihn Jerome bemerkte.

Emil ging in seine Wohnung zurück; er rief seinen Diener und sagte zu ihm: „Nichts ist leichter als bei diesen Damen einzubringen! Es ist ein

wahres Kinderspiel! Du hast mir doch recht gesagt, daß Stephaniens Zimmer das Eckzimmer ist, welches nach der Straße hinausgeht?"

„Ja, mein Herr, ich habe mich davon überzeugt.“

„Es wird genügen, wenn ich auf die Gartenmauer klettere, und von da werde ich leicht das Fenster erreichen; Deine Schultern werden mir zum Hinaufsteigen dienen . . . das Uebrige gibt sich von selbst . . . Es ist recht drollig, gezwungen zu sein, mit Strickleitern hinaufzudringen, um zu einem Frauenzimmer zu gelangen, das man heirathen sollte . . . doch, meiner Treu, man zwingt mich dazu; und in der Folge werden jene ohne Zweifel mich noch bitten, sie zu heirathen, aber ich weiß nicht, ob ich dann noch Lust haben werde. Diesen Abend also . . . um zehn Uhr. Ich werde vor Dir fortgehen, damit die Sache nicht als verabredet erscheint. Punkt zehn Uhr wirst Du an der Stelle sein, die ich Dir bestimmen werde.“

„Das ist abgemacht, mein Herr. Aber ist es nicht um zehn Uhr noch zu früh?"

„Nein, Du weißt noch nicht, daß die Großmutter Dolbert auf dem Lande schon um neun Uhr zu Bette geht? D, um zehn Uhr sind alle Leute im Hause längst entschlummert.“

Als diese Anordnungen getroffen waren, ließ sich Emil Delaberge ein Mittagsbrod auftragen, so gut es eine Dorsherberge nur hervorbringen konnte, und als er seine Mahlzeit beendet hatte, ging er auf das Feld spazieren.

Ein Mann aber hatte gewartet, bis der Fremde endlich aus dem Wirthshause herauskam; dieser Mann war Jerome, der sich auf eine Art in den Hinterhalt gelegt hatte, daß Emil Delaberge nicht fortgehen konnte, ohne daß er ihn bemerkte; er folgte ihm von Weitem aufs Feld. Er harrte darauf, bis die Nacht dunkler geworden wäre, um ihn anzureden, denn er wünschte nicht, daß sie Jemand sehen oder hören möchte. Endlich betrat Emil einen einsamen Fußsteig, welcher von aller menschlichen Spur verlassen war. Der Ausergönte verdoppelte seine Schritte, und indem er einen Querweg einschlug, befand er sich bald vor Emil, dem er plötzlich entgegentrat; eine Hecke, welche ihn von ihm trennte, hatte er weggerissen.

„Ein Wort, mein Herr,“ sagte Jerome, sich vor Emil hinstellend und ihm den Weg auf dem Fußsteige abschneidend.

„Was wollen Sie von mir?“ antwortete der junge Mann, dem das plötzliche Erscheinen eines Mannes am Abende und auf einem abgelegenen Wege ein geheimes Mißtrauen einflößte.

„O, das sollen Sie bald erfahren... Beruhigen Sie sich, ich bin kein Dieb und mache keine Ansprüche auf Ihre Börse.“

„Was wollen Sie denn von mir?“

„Sie sind wohl Herr Emil Delaberge, nicht wahr?“

„Ohne Zweifel.“

„Dann will ich mich mit Ihnen schlagen.“

„Sie sich mit mir schlagen!“ erwiderte Emil mit einem verächtlichen Lächeln. „In diesem Augenblicke schlage ich mich mit keinem Menschen.“

„Das kann sein, aber mit mir werden Sie sich schlagen.“

„Aus welchem Grunde? Zu welchem Zwecke? Ich kenne Sie nicht . . . ich habe Sie nie gesehen.“

„Nun gut! ich heiße Jerome und bin ein Wasserträger . . . und ein ehrlicher Mann, darauf bin ich stolz. Ich, ich kenne Sie, ich weiß, daß Sie sich vor einiger Zeit mit Herrn Guerreville geschlagen . . . Ich weiß nicht, welche Kränkung Sie ihm zugefügt haben, aber er sagt, Sie seien ein Schurke, und wenn dies ein achtbarer Mann sagt, so muß es auch wahr sein. Auch haben Sie ihm eine tiefe Wunde beigebracht, an der er fast gestorben wäre. Dieser Herr Guerreville ist mein Wohlthäter und ich bin hergekommen, um ihn zu rächen. Begreifen Sie mich jetzt?“

„Ah! Herr Guerreville hat Sie zu seinem Verteidiger gewählt!“

„Herr Guerreville hat mich nicht gewählt, er ahnt nichts von dem, was ich heute thue; denn er würde es mir vielleicht verboten haben, weil er hofft, sich wieder mit Ihnen zu schlagen, sobald er die Kraft dazu hat. Aber ich habe mir selbst das Versprechen gegeben, Sie aufzusuchen und die Partie zu gewinnen, welche ein braver Mann verloren hat. Nun, ich hoffe, dies seien Gründe genug; wir wollen uns jetzt schlagen.“

„Nein, ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen, da ich Sie nicht kenne. Noch einmal, lassen Sie mich vorübergehen, mein Herr.“

„Ah, keine Beleidigungen . . . Sie werden nicht weiter gehen . . .“

„So vernehmen Sie denn, daß sich ein Mann meines Standes nicht mit so einem hergelaufenen Menschen schlägt.“

„Hergelaufener Mensch! . . . ein hergelaufener Mensch!“ schrie Jerome, indem er näher auf Emil zutrat und ihm scharf ins Auge sah. „Ah, es ist wahr, ich bin ein hergelaufener Mensch, weil ich eine Jacke trage, in einer Dachkammer wohne und im Schweiße meines Angesichtes mir mein Brod verdiene. Aber Sie . . . o, Sie sind kein hergelaufener Mensch! . . . Sie haben Geld . . . Sie machen Aufsehen . . . und noch mehr, Sie sind ein Unverschämter, ein Schuft . . . und dabei noch ein Feigling, wie ich sehe!“

„Unverschämter!“ schrie Emil wüthend. „O, Du wirst mir diese Kränkung theuer bezahlen!“

„Ah, gerade recht! . . . erhitzen Sie sich doch endlich . . . das ist mir sehr lieb. Wohl an . . . rasch zu dem Nöthigen!“

Und hierauf holte Jerome zwei tüchtige Stöcke herbei, die er hinter der Hecke hatte liegen lassen, und reichte sie Emil mit den Worten hin: „Wählen Sie.“

„Ich schlage mich nicht mit einem Stocke,“ antwortete Emil, die Achseln zuckend.

„Und warum denn nicht, mein schöner Herr?“

„Weil ich mich niemals solcher Waffen bedient habe.“

„Nun gut, so fangen Sie heute damit an . . . O, sie sind fest, ich stehe Ihnen dafür, daß diese nicht zerbrechen werden.“

„Sie sehen wohl, daß Sie mit Ihrem Vortheile Mißbrauch treiben wollen, da Sie mir diesen Kampf vorschlagen. Sie sind gewohnt, sich eines Stockes zu bedienen, ich habe niemals einen angerührt . . . würde da der Kampf auf beiden Seiten gleich sein? . . .“

„Und was hindert Sie, mein Herr Stuzer, einen Stock so zu handhaben, wie ich? . . . Ich zähle fünfzig Jahre, Sie nur dreißig, dadurch scheint mir doch das ausgeglichen zu werden, was in Betreff der Gewohnheit für mich spricht . . . Wohlan, wählen Sie!“

„Hier sind die Waffen, deren ich mich gewöhnlich bediene,“ sagte Emil, indem er aus seiner Tasche ein Paar Pistolen hervorzog; „diese machen durchaus beide Theile gleich, denn es bedarf keiner Herkulesfaust, um den Hahnen einer Pistole aufzuziehen . . . Nun gut, mein Aufbringlicher, das bringt Sie ein wenig außer Fassung . . . das lächelt Sie nicht so an, wie die Stöcke!“

„Ah! Sie sollen sehen, daß ich vor keiner Waffe zurückweiche!“ rief Jerome; „wenn ich Sie behandeln wollte, wie Sie es verdienten, so müßte ich Ihnen die Pistolen entreißen und Sie mit einem

Stricke erwürgen, aber ich bin kein so Feigling, wie Sie, und nehme diese Waffen an, damit ich Sie tödte und Herrn Guerreville räche! . . . was liegt mir daran, auf welche Weise dies geschieht? Wohlan, geben Sie mir eines von Ihrem kleinen Taschenspielerzeugen!"

Jerome warf die Stöcke bei Seite und wartete nicht erst, bis ihm Emil die Pistole reichte, er riß ihm eine aus der Hand und trat drei Schritte von ihm zurück, spannte seine Pistole und zielte mit den Worten: „Sind wir so weit genug?“

„Man schlägt sich gewöhnlich nicht so nah,“ erwiderte Delaberge, dessen Muth vor dem entschlossenen Betragen des Auvergnaten zu sinken schien.

„Oh! wir dürfen uns nicht fehlen . . . es wird schon sehr dunkel, und ich habe nicht Lust, aufs Gerathewohl loszuschleßen. Wohlan! kommen wir zum Ziele. Ich werde mit dem Fuße stampfen . . . beim zweitenmal schießen wir zugleich los.“

Jerome nahm seine Waffe und gab das erste Zeichen; Emil beeilte sich, seine Pistole zu spannen; der Auvergnate erhob kaum den Fuß, um das zweite und letzte Zeichen zu geben, als Emil schon abdrückte . . . die Pistole versagte.

„Ah! die meine wird nicht versagen, wie ich hoffe,“ rief Jerome, und in demselben Augenblick ging seine Waffe los; die Kugel fuhr in Emils Brust, welcher fast auf seinen Gegner hinstürzte.

„Ich denke, er hat seine Bezahlung!“ sagte Jerome, indem er seine Pistole auf den Boden warf,

„aber, Teufell hätte sein Schuß nicht gefehlt, so würde ich ihm wohl haben vortanzen müssen, denn er hat mit dem Losdrücken ein wenig geeilt . . . Mein Herr, ich werde Ihnen Ihren Diener schicken, er wird Sie in Ihre Herberge zurückbringen.“

„Ich bitte, Jerome,“ sagte Emil mit schwacher Stimme, und indem er sich zu erheben versuchte, „ich bitte, bringen Sie mich selbst fort . . . mein Diener ist nicht in dem Wirthshause . . . ich fühle, daß ich tödtlich verwundet bin; . . . ich möchte gern noch Zeit gewinnen, einige Zeilen an Herrn Guerreville zu schreiben, . . . den ich auf so unwürdige Art gekränkt habe . . . Sie können in dem Gasthose vorgehen, Sie hätten mich auf diesem Fußsteige gefunden . . . und ich verspreche Ihnen, Niemand zu sagen, daß ich mich mit Ihnen geschlagen habe.“

„Es sei! ich will es gerne thun. Uebrigens fürchte ich mich gar nicht, mich als Ihren Gegner zu bekennen; da Sie aber Reue empfinden, so ist das die Hauptsache, und ich verweigere Ihnen meinen Beistand nicht.“

Hierauf beugte sich Jerome nieder, hob den Verwundeten auf und nahm ihn auf seine Schultern; dann ging er mit dieser schweren Last beladen auf das Dorf zu, während sich Emil bemühte, mit dem Schnupstuche das Blut zurückzuhalten, welches stromweise aus seiner Wunde floß.

Der Auvergnate gelangte endlich in das Gasthaus. Bei dem Anblick des in seinem Blute schwimmenden Reisenden bestürmte Jedermann Jerome mit

Fragen. Emil hatte noch die Kraft zu antworten: „Ich habe mich geschlagen . . . mein Gegner ist entflohen . . . dieser brave Mann fand mich . . . und hatte die Kraft, mich bis hieher zu tragen.“

Man trug den Verwundeten auf sein Bett und lief nach einem Arzte; aber Emil verlangte vor Allem Dinte und Papier. Er wollte die geringen Kräfte, die ihm noch geblieben waren, benutzen, um einige Zeilen zu schreiben; er brachte dies mit großer Ueberwindung seiner Leiden zu Stande, dann gab er Jerome sein Billet und sagte ganz leise zu ihm: „Geben Sie dies Herrn Guerreville . . . Sie haben ihn gerächt . . . und Sie haben auch Stephanie Dolbert vom Verderben gerettet; denn ich wollte diese Nacht in ihr Zimmer einsteigen . . . in der Hoffnung, sie ihrer Unschuld zu berauben . . . Indes, bevor ich sterbe, möchte ich ihr gern noch ein letztes Lebewohl sagen . . . sie noch einmal sehen . . .“

„Ich will zu diesen Damen hingehen,“ sagte Jerome, „sie sollen erfahren, was Ihnen begegnet ist . . . wie Sie es wünschen . . . Oh! ich zweifle gar nicht, daß Sie kommen werden, für Sie zu sorgen. Adieu, mein Herr, suchen Sie, wieder zu genesen, wenn dies möglich ist . . . Ich kehre nach Paris zurück, wo ich Herrn Guerreville die Gesundheit auf einmal wiederzugeben hoffe.“

Nachdem Jerome diese Worte beendet hatte, nahm er das Billet, das ihm Emil überreichte und ging gerade in dem Augenblicke aus dem Gasthose fort,

als ein Arzt dort ankam. Der Wasserträger verfügte sich seinem Versprechen gemäß zu Madame Dolbert; als er vor deren Hause anlangte, bemerkte er den Diener von Delaberge, welcher, den Befehl seines Herrn befolgend, diesen unter Stephaniens Fenster erwartete.

„Sie warten vergebens auf Ihren Herrn,“ sagte Jerome zu Düpré gewendet. Er hat sich eben auf Pistolen geschlagen und nur noch wenige Augenblicke zu leben; geben Sie der Madame Dolbert Nachricht davon; Herr Emil Delaberge will sie vor seinem Tode noch einmal sehen.“

Der Bediente blieb über diese Nachricht wie versteinert stehen; bevor er sich aber aus seinem Staunen erholen konnte, war Jerome schon auf dem Wege nach Paris; denn der Auvergnate hatte solche Eile, zu Herrn Guerreville zu gelangen, daß er seine Schritte verdoppelte und den größten Theil der Wagen, die nach Paris fuhren, noch hinter sich ließ.

Troß der angewandten Eile aber, war es schon ein Uhr Nachts, als Jerome nach Paris kam. Der Auvergnate bedachte nun, was zu thun wäre. Sollte er sich so spät in der Nacht noch zu Guerreville begeben? Er hätte vielleicht, um sich Eingang zu verschaffen, das ganze Haus aufwecken und die Ruhe des Genesenden, dem der Arzt die größte Schonung empfohlen hatte, stören müssen. Jerome sah wohl ein, daß er, troß seines lebhaften Wunsches, Herrn Guerreville zu sprechen, seinen Besuch

dennoch auf den folgenden Tag verschoben mußte. Der Wasserträger kehrte in seine bescheidene Wohnung zurück, aber er schloß die ganze Nacht kein Auge. Er hatte den Brief, welchen Emil Delaberge ihm für Guerreville übergeben; aber obgleich dieser Brief nicht versiegelt war, so erlaubte sich Jerome doch nicht, einen Blick hinein zu werfen; er glaubte damit etwas Unrechtes zu thun.

Endlich kam der Tag. Jerome zählte die Minuten, die Sekunden. Um sechs Uhr ging er aus und begab sich nach Guerreville's Wohnung, indem er zu sich sagte: „Wenn er noch schläft, nun gut! dann werde ich warten, bis er aufwacht.“

Georg, der dem Auvergnaten die Thür öffnete, konnte sich nicht enthalten, zu ihm zu sagen: „Sie kommen ja sehr früh, Herr Jerome.“

„Allerdings, Herr Georg, aber sehen Sie, wenn man gute Nachrichten mitzutheilen hat, dann, glaube ich, kommt man niemals zu früh. Vor allen Dingen: wie befindet sich Herr Guerreville?“

„Sehr wohl . . . Oh! mit ihm hats keine Gefahr mehr . . . er ist gestern ein wenig aufgestanden, und in diesem Augenblicke schläft er noch.“

„Er schläft . . . dann will ich seinen Schlaf nicht stören. Ich werde warten, bis er erwacht; aber sobald er die Augen öffnet, benachrichtigen Sie mich davon, Herr Georg.“

„Oh! ich verspreche es Ihnen.“

Jerome setzte sich in einen Winkel des Speisesaals; hier blieb er länger als eine Stunde;

Guerreville genoß noch immer eines sanften und friedlichen Schlummers.

„Ich bin doch froh,“ sagte Jerome, „daß er so gut schläft! und doch würde ich mich nicht ärgern, wenn er aufwachte; aber ich werde warten, denn die Ruhe muß seine Genesung beschleunigen. Eine halbe Stunde floß wieder hin; es kam Jemand; es war der Doktor Jenneval, welcher sich erkundigen wollte, wie es seinem Freunde die Nacht ergangen wäre. Als er Jerome bemerkte, ging er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Was machen Sie hier?“

„Ich warte auf das Erwachen des Herrn Guerreville.“

„Sie wollen ihn wohl heute sprechen?“

„Ja; denn ich habe gethan, was ich mir versprochen hatte . . . und ich bringe ihm eine Nachricht, die ihm Freude machen wird . . . die kann ihm doch nichts schaden, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Nein, gewiß nicht!“

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke in Guerreville's Zimmer, bald erschien auch Georg und kündigte an, sein Herr sei erwacht.

„Wir wollen eintreten,“ sagte Jenneval und begab sich in das Schlafzimmer seines Freundes, von dem Auvergnaten begleitet, welcher ganz aufgereggt war und zitterte, wie in Kind, in dem Augenblicke, da es eine große Freude empfindet.

„Guten Tag, mein lieber Jenneval,“ sagte Guerreville, dem Doktor die Hand reichend, dann

bemerkte er erst Jerome, der sich ihm auf den Fußspitzen näherte.

„Ah! Sie sind es, mein theurer Jerome! kommen Sie doch näher, mein Freund, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen; ich weiß, daß Sie oft herkamen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen... Aber es ist mir ein Räthsel geblieben, warum Sie nicht zu mir hereinkommen wollten. Glaubten Sie vielleicht, mir lästig zu werden? Hielten Sie mich für so schlimm, um zu glauben, Ihr Besuch könnte mir gleichgültig sein?“

„O nein! mein lieber Herr, nein, das war es durchaus nicht, aber sehen Sie... ich hatte es mir geschworen... und ich wollte meinen Schwur halten.“

„Einen Eid, Jerome?“

„Ja, mein Herr; denn als Sie sich geschlagen hatten... als sie verwundet waren und fast gestorben wären, da sagte ich zu mir: Du, Du bist Schuld daran; denn Alles dieses wäre nicht vorgekommen, wenn ich Sie nicht gebeten hätte, zu Madame Dolbert zu gehen.“

„Jerome, machen Sie sich deshalb keine Vorwürfe! Sie haben mir dadurch einen Dienst geleistet; Sie haben mir dazu verholfen, Jemanden wieder zu finden, den ich seit sehr langer Zeit suchte; das Schicksal der Waffen ist mir diesmal nicht günstig gewesen... aber ich hoffe ein andermal.“

„Das ist unnütz, Herr Guerreville, Sie haben nicht mehr nöthig, sich mit Herrn Emil Delaberge

zu schlagen . . . ich habe es auf mich genommen, Sie zu rächen . . . und dem Himmel sei Dank, es ist mir vollkommen gelungen."

"Was wollen Sie damit sagen, Jerome?" rief Guerreville, sich halb im Bette aufrichtend.

"Ich will damit sagen, daß ich mir geschworen hatte, Sie nicht früher wiederzusehen, bevor ich Sie an dem, der, wie man sagte, an Ihrem Unglücke Schuld ist, gerächt hätte. Oh! seit vierzehn Tagen lief ich ihm nach, und es kostete mich große Mühe, bevor ich die gesuchte Gelegenheit fand! Endlich aber, gestern Abend, habe ich sie gefunden. Ich begegnete Herrn Emil auf dem Felde, in der Nähe jener Damen . . . auf einem einsamen Fußpfade. Ich habe ein Gespräch mit ihm begonnen. Er wollte sich anfangs nicht mit mir schlagen, aber ich habe ihn dazu gezwungen . . . Ich habe ihm einen Stock angeboten, den wies er zurück; er reichte mir Pistolen hin, ich nahm eine; wir schossen uns sehr nahe, und er hat das Seine bekommen . . . eine Kugel in die Brust. Oh! es würde mich sehr wundern, wenn er diesen Morgen noch lebte."

"Jerome . . . Jerome! wäre es möglich? . . . Sie haben mich gerächt!"

"Ja, mein Herr; verzeihen Sie mir, daß ich also ohne Ihre Erlaubniß gehandelt habe . . . aber ich konnte nicht anders! . . . ich hielt es für meine Pflicht!"

"Ah! Sie sind ein braver Mann!" sagte Jenneval, die Hand des Auvergnate ergreifend.

„Ach, mein Gott, Herr Doktor, ich habe nur die Gelegenheit benützt, mich für die mir längst erwiesenen Wohlthaten dankbar zu bezeigen . . . Was war da Besonderes dabei, daß ich so handelte?“

„Guter Jerome,“ sagte Guerreville, „dieser Emil Delaberge war in der That sehr schuldig . . . Aber doch, bevor er starb, hätte ich gewünscht . . . O, wenn er mir sein Unrecht hätte eingestehen können!“

„Er hat es eingestanden; seine ersten Worte waren, sich als sehr schuldig gegen Sie zu bekennen . . . dann hat er einige Zeilen an Sie geschrieben und mir dringend empfohlen, sie Ihnen zu überreichen. Hier ist das Papier . . . o, ich habe es bei mir.“

„Wäre es möglich! . . . Emil hätte endlich gestanden . . . O, geben Sie her, Jerome, geben Sie rasch her!“

„Mein Freund,“ sagte der Doktor, sich dem Bette nähernd, „ich fürchte eine zu starke Aufregung . . .“

„Nein, Senneval, nein, fürchten Sie nichts; ich werde Kraft haben, seit langer Zeit bin ich auf Alles vorbereitet; aber Ungewißheit ist die schrecklichste aller Qualen.“

Jerome hatte in die Tasche gegriffen und zog ein von ihm sorgfältig eingewickeltes Papier heraus; es überreichte es Guerreville, der es zitternd ergriff und hastig durchlas. Hierauf fielen große Thränen aus seinen Augen und er vermochte nur

auszurufen: „O der Glende, ich hatte seine Schändlichkeit wohl errathen.“

„Was schreibt er Ihnen denn?“ fragte Jenneval.

„Ich will es Ihnen vorlesen, was er mit zitternder Hand hingekritzelt hat; zuvor aber, mein Freund, soll Jerome erfahren, wie groß die Schuld dieses Emils war, damit er sein ganzes Benehmen gegen mich kenne. So hören Sie denn, Jerome, und urtheilen Sie, ob mein Haß gegründet war. Ich hatte eine Tochter, die ich anbetete, sie war die Hoffnung meiner alten Tage, sie war meine Zukunft, mein Glück . . . auf meiner Tochter beruhte all meine Lebensfreude. Sie war jung, schön, gefühlvoll. Dieser Emil kam unter einem angenommenen Namen in mein Haus; es gelang ihm, meine Tochter zu verführen, ihre Vernunft zu betäuben, indem er sie glauben machte, ich würde niemals meine Einwilligung zu ihrem Glücke geben. Der Schändliche, er wollte sie nicht heirathen, er wollte sie nur entehren . . . Endlich entführte er sie mir und alle meine Nachforschungen waren vergeblich. Ich konnte nicht erfahren, was er mit meinem Kinde angefangen hatte. In der ersten Zeit schrieb mir meine Tochter noch, sie versprach mir, wiederzukommen, sie schmachtete sich mit der Hoffnung, ihr Entführer würde sie heirathen; bald aber blieben die Briefe aus, und seit neun Jahren habe ich keine Nachricht von meiner Tochter.“

„Neun Jahre!“ rief Jerome, der mit jedem Augenblicke größere Theilnahme an Guerreville's

Erzählung zu finden schien; „neun Jahre! . . . das ist sonderbar!“

Ohne Jerome's Ausruf zu beachten, setzte Guerreville seine Erzählung fort.

„Sie können sich nun meinen Schmerz, meine Verzweiflung denken. Vergeblich reiste ich überall umher . . . nichts, keine Nachricht, weder von meiner Tochter noch von ihrem Entführer. Aber stellen Sie sich mein Erstaunen, meinen Unwillen vor, als ich in diesem Emil Delaberge denjenigen erkannte, welcher sich unter dem Namen Daubray hatte bei mir einführen lassen. Der Glende! er stand im Begriff, sich zu verheirathen . . . Ah, meine erste Bewegung war, meine Tochter von ihm zurückzufordern. Der Niederträchtige that, als kenne er mich nicht! Ich zwang ihn, sich mit mir zu schlagen; Sie kennen den Ausgang dieses Kampfes. Heute, in seiner Sterbestunde, ist endlich sein Gewissen erwacht . . . aber er gibt mir meine Tochter nicht wieder. Sehen Sie, was er mir schreibt . . . Hören Sie, hören Sie wohl!“

Guerreville nahm das Papier und las mit einer von Thränen ersickten Stimme: „Ich bin sehr schuldig, mein Herr, aber im Augenblicke, da ich sterben soll, erkenne ich meine Fehler. Ja, ich habe Ihnen Ihre Tochter entführt und sie insgeheim nach Paris gebracht; ich hatte jedoch niemals die Absicht, sie zu heirathen. Nach Verfluß von sechs Monaten, müde ihrer Klagen, verließ ich sie. Das Schlimmste

aber dabei war, daß sie gerade damals Mutter werden sollte . . .“

„Mutter!“ rief Jerome und schlug sich an die Stirn.

„Und dieser heilige Titel rührte mein Herz nicht. Ach, ich bin ein Ungeheuer! Was nach dieser Zeit aus Ihrer Tochter geworden ist, das weiß ich nicht, ich sah sie niemals wieder. Heute ist sie gerächt worden . . . ich werde sterben und ich fühle, daß ich keine Verzeihung verdiene!“

„Meine arme Tochter! . . . mein liebes Kind!“ rief Guerreville, als er den Brief zu Ende gelesen hatte. „O, ohne Zweifel ist sie vor Verzweiflung gestorben! Aber sie sollte Mutter werden . . . O, mein Gott! ich hätte noch nicht Alles verloren, wenn Du mir wenigstens ihr Kind gelassen hättest.“

„Mein Freund, mein Freund, ich bitte, beruhigen Sie sich,“ sagte der Doktor, indem er Guerreville's Hände ergriff. „Ja, das Benehmen dieses Delaberge war schändlich, aber Jerome hat Sie doch wenigstens gerächt und . . . Aber sehen Sie doch, wie dieser brave Mann aufgereggt ist . . . Ihre Erzählung hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.“

In der That konnte Jerome nicht mehr auf einer Stelle bleiben; er ging, kam wieder, sprach abgebrochene Worte aus, indem er Guerreville mit gerührten Blicken betrachtete; endlich trocknete er die Schweißtropfen ab, die von seiner Stirn herabflossen, und bemühte sich vergeblich, die Thränen zurückzuhalten, welche seine Augen verdunkelten.

„Jerome, mein Freund, was haben Sie denn?“ fragte Guerreville, den Auvergnaten unruhig betrachtend; „Sie weinen, wie ich glaube.“

„Ach, mein guter Herr . . . beklagen Sie mich nicht . . . sie sind so süß, es sind Thränen der Freude, des Glückes . . . Ach, mein Gott, wäre es möglich! . . . O, aber ich würde zu glücklich sein . . . ich wage es noch nicht, daran zu glauben.“

„Erklären Sie sich doch, mein Freund.“

„Ach! das kann ich nicht . . . ich kann es nicht; bevor ich spreche, muß ich nach Hause laufen . . . die Papiere, die Briefe hervorsuchen, welche als Beweise dienen sollen. O, Gott sei Dank, ich habe immer Alles sorgfältig aufbewahrt . . . Warten Sie auf mich . . . warten Sie auf mich; o, ich werde nicht lange aus sein.“

Und Jerome lief wie toll hinaus. Guerreville und der Doktor sahen einander an, sie begriffen das Benehmen des Wasserträgers durchaus nicht, und erwarteten deshalb nur um so ungeduldiger dessen Zurückkunft.

Noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als Jerome keuchend zurückkehrte, mit Schweiß und Staub bedeckt; er setzte sich rasch an Guerreville's Bett, indem er sagte: „Jetzt, mein Herr, hören Sie mich an . . . ich werde mich deutlicher erklären. Es mögen ungefähr neun Jahre sein . . . ja, es war im Monat Oktober, meine arme Frau lebte noch; wir hatten uns eben ein kleines Dachstübchen in einem Hause der Rue Saint-Martin gemiethet.“

Eines Tages sagte meine Frau, als sie nach Hause kam: „Wir haben unter uns eine junge Frau zur Nachbarin, die sehr artig ist, die aber sehr traurig, sehr unglücklich zu sein scheint; sie ist nahe daran, Mutter zu werden, und ihre Augen zeigen, daß sie beständig weint. Ich bilde mir ein, daß es ein junges Mädchen ist, die ein schlechter Mensch verführt und dann hat sitzen lassen.“

„O mein Gott!“ rief Guerriville, Jerome unterbrechend, „diese arme Frau war vielleicht . . .“

„Warten Sie, warten Sie . . . und Muth, mein Herr. Ich sagte zu meiner Frau: besuche diese arme Dame und nimm keinen Anstand, ihr Deine Dienste anzubieten, wenn sie deren bedarf; Nachbarn müssen sich gegenseitig behülflich sein. Darauf hatte meine Frau nur gewartet. Sie ging hin und bot der jungen Nachbarin ihre Dienste an; diese war durch das freundliche Entgegenkommen meiner Frau sehr gerührt, und wenn sie mit ihr sprach, sagte sie immer: „Sobald mein Kind auf der Welt sein wird und ich wieder genug Kräfte werde gesammelt haben, will ich zu meinem Vater zurückkehren . . . zu meinem Vater, den ich verlassen habe . . . aber er wird mir verzeihen, denn er ist so gut! O ja, bei ihm werde ich nicht mehr unglücklich sein.““

„Ach, Jerome, sie war's . . . meine Pauline, meine Tochter . . . O ja, sie mußte so sprechen.“

„Mein Freund, Muth!“ sagte der Doktor; „so viele Aufregungen . . . ich fürchte . . .“

„O, Doktor, lassen Sie ihn sprechen! Kommen Sie zu Ende, Jerome.“

„Kurz, meine Frau tröstete diese junge Dame, so viel sie es vermochte. Sie sah wohl ein, daß diese auch einen Undankbaren, der sie verlassen hatte, beweinte, dessen Namen sie aber niemals aussprach. So vergingen einige Tage. In einer Nacht vermehrten sich die Leiden der jungen Dame, sie war ihrer Niederkunft nahe . . . ich lief zu einer Hebamme . . . Endlich, nach großen Schmerzen, gebar die junge Nachbarin ein Mädchen, das sehr zart, sehr schwach aussah und schon zu leiden schien, wie seine Mutter; meine Frau wich nicht von der armen jungen Dame. Den Morgen nach ihrer Entbindung fühlte sie sich nicht recht wohl, wollte jedoch an ihren Vater schreiben. Da sie fürchtete, lange Zeit schwach zu bleiben, so wünschte sie, ihm ihre Tochter anzuvertrauen und ihm ihr Kind zu empfehlen. Sie fing einen Brief an . . . aber sie weinte, während sie schrieb . . . endlich hatte sie nicht die Kraft, ihn zu beenden; ihre Leiden vermehrten sich, bald ergriff sie ein Delirium, um sie nicht mehr zu verlassen, und den folgenden Tag . . .“

„O mein Gott, mein armes Kind! . . . Aber diesen Brief . . . diesen Brief, Jerome!“

„O, ich habe ihn . . . deshalb ging ich eben nach Hause, um ihn zu holen. Unglücklicherweise hatte die junge Dame nicht mehr die Kraft, die Adresse darauf zu setzen, sonst, das können Sie sich wohl

denken, würde ich ihn ihrem Vater gebracht haben. Sehen Sie . . . sehen Sie, hier ist er."

Jerome reichte Guerreville einen angefangenen Brief hin; dieser hatte nicht sobald einen Blick hineingeworfen, als er schon einen Schrei ausstieß, den Brief an seine Lippen drückte und ausrief: „Meine Tochter! meine Tochter! . . . O, freilich, sie war es. Ihre geliebte Hand hat diese Schriftzüge auf dies Papier gezeichnet!"

Alsdann las Guerreville mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

„Verzeihen Sie mir, mein guter Vater! Ihre Pauline war sehr schuldig, aber der Himmel hat sie schon dafür bestraft. Ich bin Mutter . . . ich habe eine Tochter geboren. Lieben Sie diese, wie Sie mich einst liebten, und wenn ich Sie nicht wiedersehen sollte . . ."

„Armes Kind! ihre Hand konnte nicht weiter schreiben . . . Sie ist todt . . . todt! . . . ohne daß ich sie habe umarmen können."

Guerreville gab sich von Neuem der Verzweiflung hin, als Jerome ihn beim Arm ergriff und sagte: „Mein Herr, mein Herr, vergessen Sie denn, daß Pauline nicht ganz und gar für Sie todt ist, daß sie eine Tochter hinterlassen hat . . . ihr zweites Ich?"

„Ja, Jerome . . . aber dieses Kind . . ."

„Dieses Kind? Nun, ich habe für dasselbe gesorgt, ich . . . ich habe es behandelt wie meine eigene Tochter, da seine Mutter gestorben war, ohne über

ihre Familie den mindesten Fingerzeig zu hinterlassen. Das arme Kind, was wäre aus ihm geworden! aber Jerome war da . . . Und errathen Sie denn nicht, daß jene kleine Zinzinette . . .“

„Wäre es möglich?“

„Ja, mein Herr! ja, das ist die Tochter Ihrer armen Pauline. Ich habe es noch Niemand gesagt, daß ich eigentlich nicht ihr Vater bin; wozu sollte man auch von dem wenigen Guten, das man gethan hat, sprechen . . . Aber nur deshalb habe ich darein gewilligt, mich von ihr zu trennen, denn ich dachte, es wäre zu ihrem Glücke und ich hätte nicht das Recht, mich dem zu widersetzen.“

„Jerome . . . mein lieber Jerome! . . . O, Sie sind ein Gott für mich!“

Guerreville öffnete dem Auvergnaten seine Arme, welcher hineinstürzte, und sie hielten sich so einige Augenblicke umschlungen.

Als endlich der Augenblick der ersten Aufregung vorüber war, suchte man sich zu beruhigen, sich zu verständigen. Guerreville wollte aufstehen, um sich sogleich zu Zizine zu begeben, aber der Doktor widersetzte sich dem; der Kranke gab jedoch erst dann nach, sich ruhig zu verhalten, als Jerome ihm versprochen hatte, sich sogleich in einem Cabriolet auf den Weg nach Beaumont zu machen, um Zizine herbeizuholen.

„Aber,“ sagte Guerreville, „sollte dieser Emil noch leben, so hüten Sie sich wohl, ihm zu sagen, daß dieses Kind seine Tochter sei. Der Leichtsinlige

hat die Mutter verlassen und ist daher nicht würdig, seine Tochter jemals in seine Arme zu schließen."

"O, seien Sie ruhig," sagte Jerome, "nimmer werde ich ihm meine theure Kleine anvertrauen! Nicht für ihn habe ich sie erzogen und neun Jahre hindurch Sorge getragen."

Der brave Aubergnate konnte nicht mehr ruhen; Georg hatte einen Wagen herbeigeholt und setzte sich auf Befehl seines Herrn mit Jerome ein. Dem Kutscher wurde gesagt, daß er bekommen sollte, was er nur fordern würde, wenn er rasch fahre; man rollte dahin, daß die Funken von dem Pflaster stoben; um zwölf Uhr Mittags waren sie in Beaumont.

Jerome ließ vor dem Hause der Madame Dolbert halten. Er wollte eintreten, da hielt ihn der Portier mit den Worten zurück: "Die Damen sind in dem Gasthause des Dorfes; Herr Emil Delaberge ist dort, der ein Duell gehabt hat. Es steht sehr schlimm mit ihm . . . so schlimm, daß man ihn nicht mehr hat hierherbringen können . . . Die Damen sind sehr um ihn besorgt."

"Und Zizine?"

"Sie ist bei den Damen."

Jerome schlug sogleich den Weg nach dem Gasthause ein; er trat ein; an den traurigen Mienen Aller erkannte er, daß der Verwundete sich noch nicht besser befände; ein Dienstmädchen führte ihn in das niedrige Zimmer, in welchem Emil lag, indem sie zu ihm sagte: "Wenn Sie ihn noch einmal

sprechen wollen, so beeilen Sie sich, denn der Arzt versichert, er werde den Tag nicht überleben."

Jerome trat leise in das Zimmer. An einem Fenster stand Madame Dolbert und versuchte es, Stephanie zu trösten, welche bitterlich weinte; denn Emil hatte, indem er seiner Braut alle seine früheren Fehler und selbst das Attentat, was er gegen sie eben noch im Sinne gehabt hatte, gestand, durch seine Reue die Liebe wieder zu erwecken gewußt, die sie einst für ihn empfand; am meisten aber rührte es den Auvergnaten, daß er die kleine Zizine vor dem Bette des Verwundeten knieen sah.

„Tritt näher, arme Kleine,“ sagte Emil mit schwacher Stimme; „ich liebte Dich nicht, ich habe Dir nie ein freundliches Wörtchen gesagt . . . doch heute, ich weiß nicht, warum . . . heute macht es mir Vergnügen, Dich zu sehen . . . Zizine, verzeihe mir auch . . . und bitte den Himmel, daß er mir vergebe.“

Das Kind weinte und betete. In diesem Augenblick näherte sich Jerome; er gab Madame Dolbert ein Zeichen, Stephanie hinauszuführen, aber nur mit vieler Mühe gelang es der Mutter, ihre Tochter aus dem Gasthause fortzubringen und sie dem traurigen Anblicke von dem Tode desjenigen zu entziehen, der ihr Gemahl hatte werden sollen.

Als Madame Dolbert und ihre Tochter das Zimmer verlassen hatten, näherte sich Jerome Emil, und indem er auf Zizine, die noch immer auf den Knien lag, zeigte, sagte er ganz leise zu ihm:

„Möge der Himmel Ihnen gnädig alles das Böse verzeihen, das Sie ihrer Mutter zugefügt haben.“

„Ihrer Mutter?“ murmelte Emil; „o mein Gott! wäre es möglich . . . dieses Kind . . .“

Er hatte nicht mehr die Kraft, weiter zu sprechen, er ergriff Zizinsens Hand und wollte sie an seine Lippen bringen, bald aber schlossen sich seine Augen, um sich nicht wieder zu öffnen.

Hierauf nahm Jerome die Kleine in seine Arme und beeilte sich, das Gasthaus zu verlassen. Er begab sich zu Madame Dolbert und brachte ihr die Nachricht, daß Emil aufgehört hätte zu leben.“

„Nun,“ sagte Jerome mit triumphirender Stimme, „kann ich diese Kleine zu ihrem Vater bringen.“

„Zu ihrem Vater?“ riefen Stephanie und Madame Dolbert zu gleicher Zeit, während das Kind seine Arme um den Auvergnaten schlang und zu ihm sagte: „Aber Du bist ja mein Vater . . . darf ich denn nicht mehr Deine Tochter sein?“

„O, liebe Kleine, ich liebe Dich so sehr, als wenn Du meine Tochter wärest; jetzt aber mußt Du die Wahrheit erfahren. Ich bin nicht Dein Vater, ich habe nur die Sorge für Deine Kindheit übernommen . . . Du hast mir dafür reichlich durch Deine Zärtlichkeit und Liebe vergolten. Arme Zizine! . . . Ich habe Deine Mutter sterben sehen, und ich wußte Deine Verwandten nicht aufzufinden, daher war es ganz in der Ordnung, daß Du mich Deinen Vater nanntest. Aber heute hat es der

Himmel gewollt, daß ich Deinen rechten Vater entdeckte; Deine Mutter, theure Kleine, Deine Mutter war die Tochter von Herrn Guerreville, der un'er Wohlthäter geworden ist; er suchte, er beweinte sie seit neun Jahren . . . aber er hat nicht Alles verloren, da er Dich wiederfindet. Du wirst ihm seine theure Pauline ersetzen . . . denn Du bist ja auch seine Tochter, Du! . . . und Du wirst ihn recht sehr lieben, nicht wahr? . . . Du wirst es mit aller Kraft der Zärtlichkeit versuchen, ihm das Glück wiederzugeben, dessen er schon so lange beraubt ist."

"O ja, ich liebe Herrn Guerreville sehr," sagte Zizine weinend, "aber ich will auch, daß Du noch immer mein Vater bleibst!"

Stephanie, die Alles mit angehört hatte, drückte die Kleine an ihr Herz und sagte: "Also verliere ich Alles auf einmal . . . die Liebe und die Freundschaft . . . Alles, was mein m Leben einen Reiz geben sollte, meine Hoffnungen für die Zukunft."

"O, tröste Dich, meine gute Freundin," sagte Zizine, "Herr Guerrville ist auch sehr gut . . . Er weiß Alles, was Du für mich gethan hast, und er wird mir erlauben, Dich oft zu besuchen. Nicht wahr, Jerome?"

"Ja, ohne Zweifel, ich stehe dafür, wir werden in Zukunft recht glücklich sein . . . Aber Dein Großvater erwartet Dich, meine Zinzinette. Seit neun Jahren weint dieser brave Mann und es ist endlich Zeit, ihn zu trösten."

Jerome hörte weiter auf nichts, er trug die

Kleine fort und flog mit ihr in das Cabriolet, wo er sie auf seinen Schooß setzte; denn der gute Auergrate wollte sich noch die letzten Augenblicke zu Nuße machen, in denen er Zizine wie seine Tochter behandeln konnte; aber auf der ganzen Strecke des Weges hörte er nicht auf, dem Kinde zu wiederholen: „Du wirst Herrn Guerreville sogleich Deinen Vater nennen . . . immer Deinen Vater . . . O, es wird ihm sehr wohl thun, sich so nennen zu hören; dieser liebe Herr! . . . dies wird seine Genesung sehr befördern.“

Endlich war man in Paris und hielt vor Guerreville's Wohnung. Dieser war aufgestanden und hatte sich ins Fenster gelegt; der Doktor hatte ihm dies nicht verbieten können. Als er Zizine aus dem Wagen steigen sah, verdunkelten sich seine Blicke, Thränen füllten seine Augen, er sank fast bewusstlos auf seinen Lehnstuhl. Aber er kam wieder zu sich, als er die mit sanfter Stimme an ihn gerichteten Worte vernahm: „Mein Vater, wollen Sie nicht Ihre Tochter umarmen?“

Wer könnte das Glück, das Entzücken dieses Mannes malen, der sich seit neun Jahren nicht bei diesem Namen hatte rufen hören! Er drückte Zizine in seine Arme, er überschüttete sie mit Liebeskosungen, er konnte nicht müde werden, sie anzusehen, denn in diesem Kinde sah er ja auch seine Pauline wieder.

„Braver Jerome!“ sagte Guerreville, als er die Kraft zu sprechen wiedergefunden hatte, „Ihnen

verdanke ich mein ganzes Glück! O mein Freund, verlassen Sie mich nicht mehr. Ich wünsche, daß Sie Ihre Beschäftigung aufgeben und den Rest Ihrer Tage in Ruhe und Behaglichkeit verleben."

"Ich mich zur Ruhe begeben!" sprach Jerome. "Ah, warum denn? ich bin nicht krank! Meinen Stand verlassen! O nein, Herr Guerreville. Erlauben Sie mir, immer Wasserträger zu bleiben, und nichts als Wasserträger . . . Sie werden mich deshalb nicht weniger gern bei sich sehen, und ich werde dadurch beruhigter sein. Ah, wenn ich nicht mehr die Kraft haben sollte, meine Eimer zu tragen, dann würde ich nicht nein sagen, dann würde ich zu Ihnen kommen und Sie um ein kleines Kämmerchen bitten, in einem Winkel . . . Sie werden mir doch immer erlauben, meine Zinzinette zu umarmen . . . das ist Alles, was ich brauche, um glücklich zu sein."

Statt aller Antwort drückte Guerreville den Auerognaten an seine Brust und die Kleine sprang ihm an den Hals.

Man sagt, große Aufregungen wären gefährlich, aber diejenigen, welche die Freude erzeugt, haben selten eine üble Nachwirkung. Acht Tage nach diesem Ereignisse war Guerreville vollkommen hergestellt; seine Enkelin hatte ihn aber auch nicht einen Augenblick verlassen, und sie war so liebenswürdig, so sanft, so zärtlich, daß er gar nicht müde werden konnte, zu ihr zu sagen: „Mein theures Kind! Du hast mir meinen Verlust vollkommen ersetzt."

Madame Dolbert kam mit ihrer Stephanie wieder nach Paris. Unter guten Leuten kommt ein Freundschaftsverhältniß bald zu Stande. Guerreville fühlte sich glücklich, Madame Dolbert und Stephanien seine volle Dankbarkeit für dasjenige an den Tag legen zu können, was sie für Zizine gethan hatten. Es bildete sich ein festes Band zwischen diesen Menschen, und auf diese Weise sah Zizine ihre junge Beschützerin sehr oft.

Jerome kam häufig, um diejenige, die er einst seine Tochter genannt hatte, zu umarmen, und der Anblick von Zizinens Glück belohnte ihn für Alles, was er für sie gethan hatte.

Der Doktor Jenneval, dieser treue und zuverlässige Freund, dessen angestrengte Sorgfalt Guerreville's Leben erhalten hatte, schien auch zur Familie zu gehören, und nach Verlauf von einiger Zeit verlöschten sein liebenswürdiger Charakter und die Heiterkeit seines Geistes bei Stephanie das Andenken an ihre erste Liebe.

Badevant verließ an einem schönen Morgen Paris, um sich nach Algier zu begeben, wo er bei der Verheirathung seiner Cousinen Devaux gegenwärtig sein wollte, die endlich zwei Beduinen für sich gefesselt hatten.

Eines Tages besuchte Jenneval seinen Freund, nahm ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Ihre entflohene Pathe ist ohne Adalgis zurückgekehrt, Madame Grillon aber versichert, daß ein gewisser Belan sehr gerne bereit wäre, sie zu heirathen; endlich ist

auch unser Künstler Julius, nachdem er ohne Erfolg in mehren Provinzialstädten gespielt hat, zu seiner Mutter nach Paris zurückgekehrt, deren Gatte ihm jedoch sein Durchgehen nicht verzeihen will."

"Mein Freund," sagte Guerreville, "greifen Sie in meine Kasse, thun Sie, was Sie für angemessen finden . . . Ich werde Agathen ausstatten und Julius so viel geben, daß er sich etabliren kann . . . Ich wünsche ihr Glück; aber daß ich sie liebe . . . daß ich ihnen gut sei, wie meinen Kindern . . . ach, das ist mir nicht möglich! Glauben Sie mir, Doktor, wir empfinden die Vatergefühle nur für diejenigen, welche uns diesen so süßen Namen geben und bei denen wir uns nicht scheuen, sie öffentlich unsere Kinder zu nennen.



Inhalt des ersten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Der Bär von Chateau-Chierry	5
Zweites —	Eine Schachpartie	32
Drittes —	Ein Ball auf der Unterpräfektur	46
Viertes —	Aushängetafeln	61
Fünftes —	Das kleine Mädchen	88
Sechstes —	Begegnungen	104

Inhalt des zweiten Theils.

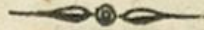
Erstes Kapitel.	Julius und Agathe	1
Zweites —	Ein Freund und ein Ueberlästiger	24
Drittes —	Nachrichten von Zizine	47
Viertes —	Der Professor der Deklamation	73
Fünftes —	Die Damen Dolbert	118

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel.	Das Diner bei Herrn Grillon	5
Zweites —	Stephaniens Liebe	42
Drittes —	Ein Festtag	67
Viertes —	Eine Erzählung	85
Fünftes —	Der Schutzengel	101

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel.	Ereignisse	. . . . .	5
Zweites —	Das Café des Comédiens	. . . . .	26
Drittes —	Die Ceremonie	. . . . .	56
Viertes —	Der Schußengel	. . . . .	81
Fünftes —	Was Jerome alles that	. . . . .	104



Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands sind im Falle
eine Anzahl Exemplare des berühmten Prachtwerks:

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen, zum erstenmale aus
dem Urtext übersetzt von

Dr. G. Weil.

Große Pracht-Ausgabe mit 2000 herrlichen Bildern.

Vier Bände in Lexikonformat (32 fl. oder 20 Nthlr.)

um 12 fl. oder 7 Nthlr. 15 Ngr. für unbestimmte Zeit
ablassen zu können. Eine Beschleunigung der Aufträge wird am
Platze sein. Solche Liebhaber, welche dieses Werk theilweise
schon besitzen, benachrichtigen wir davon, daß sie das ihnen noch
Fehlende à nur 2 fr. oder $\frac{2}{3}$ Ngr. pro Lieferung durch uns
beziehen, und somit unvollständige Exemplare billig com-
plettiren können.

Das Prachtwerk:

Der sinnreiche Junker Don Quixote.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen.

Mit dem Leben des Cervantes und einer Einleitung
von Heinrich Heine.

Große Prachtausgabe mit 800 schönen Holzschnitten.

Zwei Bände in Lexikon-Quart (14 fl. oder 8 Nthlr. 12 ggr.)

können alle Buchhandlungen, so weit der Vorrath reicht,

für nur 6 fl. oder 3 Nthlr. 15 Ngr.

liefern, und verbinden wir damit die Anzeige, daß solche Lieb-
haber, welche dieses Werk theilweise schon besitzen, das ihnen
noch Mangelnde à nur 2 fr. oder $\frac{2}{3}$ Ngr. pro Lieferung durch
uns beziehen, und somit ihre unvollständigen Exemplare billig
complettiren können.

Scheible, Meier & Sattler
in Stuttgart.

In demselben Verlage ist erschienen und kann durch alle
Buchhandlungen bezogen werden:

Tegner's Brithjofs-Sage.

Aus dem Schwedischen

von **G. Berger.**

Niedliche Diamant-Ausgabe.

Gebunden. 48 fr. oder 15 Ngr.

A. F. C. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Mit 120 höchst komischen Bildern in Stahlstich.

Pracht-Ausgabe in 16 Bänden.

10 fl. oder 6 Rthlr.

Milton's

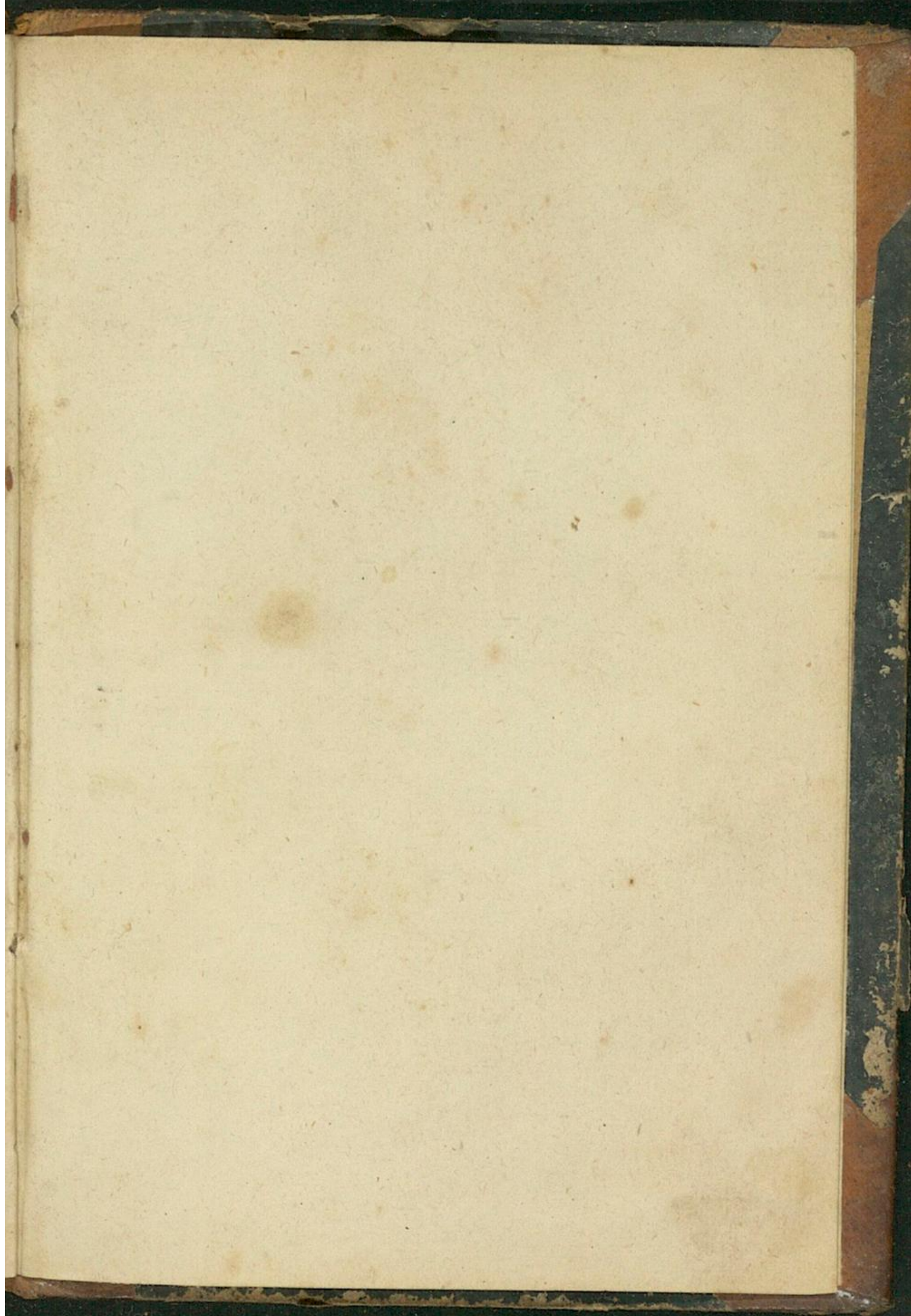
verlorenes Paradies.

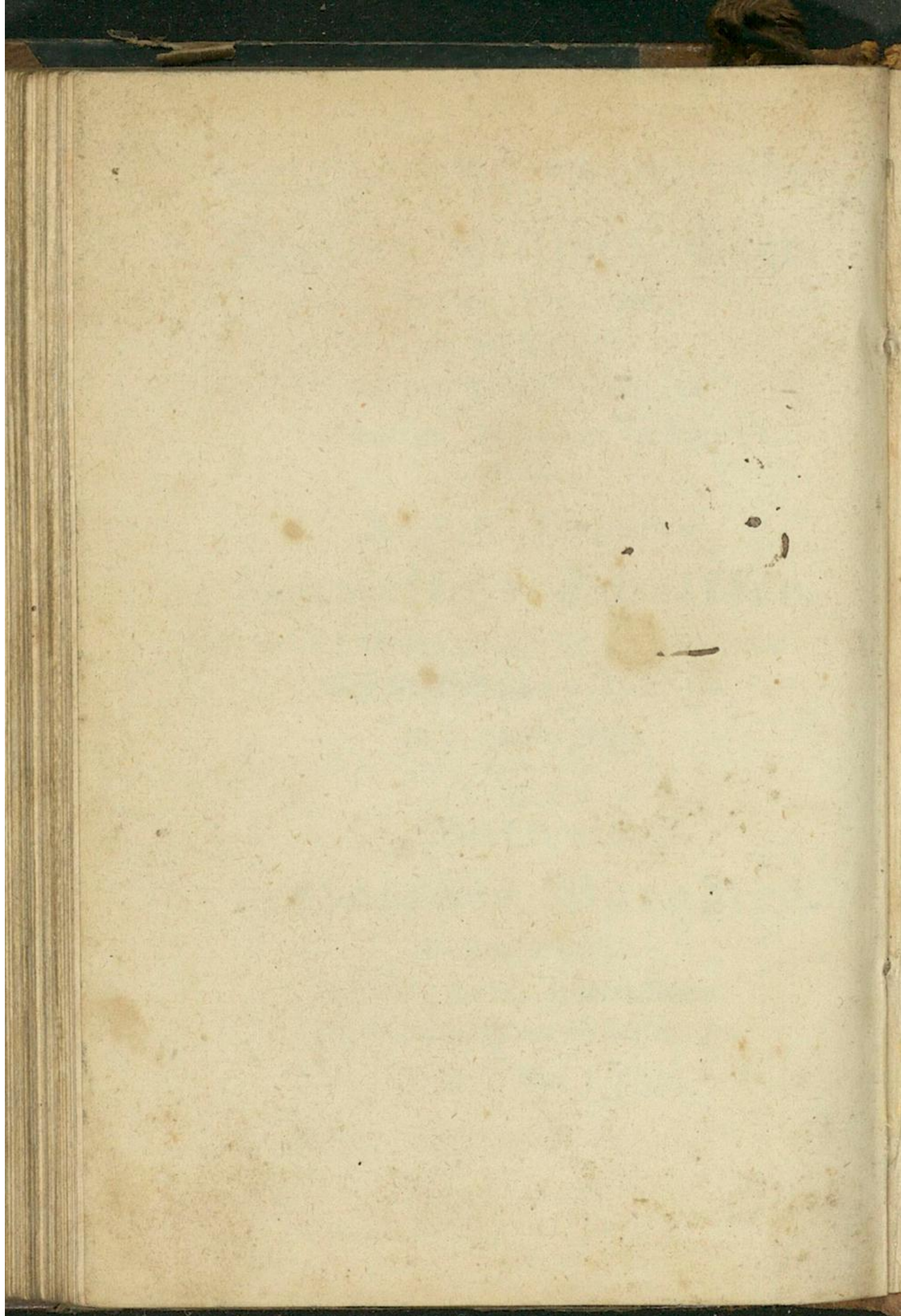
Aus dem Englischen

von **Dr. Franz Kottenkamp.**

Mit Biographie Milton's und 2 Stahlstichen.

1 fl. 48 fr. oder 1 Rthlr.





50/16
2 7 1
23

